DIE RELIGION DER KLASSIKER

HERAUSGEGEBEN VON
PROF. LIC. GUSTAV PFANNMÜLLER

FRIEDRICH DER GROSSE

VON

R. HEINRICH OSTERTAG

PROTESTANTISCHER SCHRIFTENVERTRIEB
A·B·H· BERLIN-SCHOENEBERG

UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01927627 8

DD
404
.08
SMC

Die Religion der Klassiker

Herausgegeben von

Professor Lic. theol. Gustav Pfannmüller

Fünfter Band:

Friedrich der Große

von

Pfarrer Dr. Heinrich Ostertag
Gleißenberg bei Burghaslach, Bayern

1913
Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg

Friedrich der Große

von

Pfarrer Dr. Heinrich Ostertag

1913
Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg

Preis: broschiert M. 1.50
gebunden „ 2.—

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung . . . . . 7—10

1. Pſychologiſche Wurzeln . . . . . 11—20

2. Hiſtoriſches Milieu . . . . . 21—27

3. Genetiſche Entwicklung . . . . . 28—34

4. Theoreme und Bekenntniſſe . . . . . 35—110

a) Gott und Welt . . . . . 36—70

b) Religion und Sittlichkeit . . . . . 70—100

c) Toleranz und Humanität . . . . . 100—110

Literatur . . . . . 111—112

Einleitung.

„Ich bin ein Straßenjunge, den das Glück an seinen Platz gestellt hat und der sich sehr an den falschen Platz gestellt findet." „Ich bin wahrlich weder ein Exemplar eines großen Mannes noch ein Kandidat für einen solchen. Ich bin nichts als ein einfaches Geschöpf, das nur einem kleinen Teil des Kontinents bekannt ist und dessen Name allem Anscheine nach höchstens dazu dienen wird, einen Stammbaum zu schmücken, um dann in Dunkel und Vergessenheit zu versinken." „Ich bin durch nichts groß. Nur durch meinen Fleiß werde ich mich vielleicht eines Tages meinem Vaterlande nützlich machen können, und das ist auch der ganze Ruhm, nach dem ich strebe." „Mit uns Fürsten ist man, sobald ein wenig Erde unsere Asche bedeckt, in keiner weiteren Verbindung mehr." So urteilt in hehrer Selbsttäuschung Friedrich der Große über seine Person und seine geschichtliche Bedeutung. Die Nachwirkung seiner Persönlichkeit indessen und die Folgen seiner Taten haben diese Selbstbeurteilung längst widerlegt, und zwar so gründlich, daß uns heute mehr denn je Friedrich als der „Große" und „Einzige" gilt. Wie gewaltig sein Werk, wie überragend sein Wesen war, das hat uns der historische Abstand von ihm wie der historische Zusammenhang mit ihm besonders deutlich erkennen lassen. Wir Erben wissen ihn vielleicht noch besser zu würdigen als seine Zeitgenossen. Der alte Fritz in seiner persönlichen Art — als „klassische" Figur empfunden im Volksbewußtsein; seine Königstaten — als „klassisch" erwiesen durch die Nationalgeschichte; seine literarischen Arbeiten — als „klassisch" angesprochen von Kennern! Wie

dieser „klassische" Mensch, der Größten einer, sich zu der größten Menschheitsfrage, der Religionsfrage, gestellt hat, das ist oft genug in das helle Licht des Tagesinteresses gerückt, aber noch nicht von Grund aus erschöpfend behandelt worden. Das Interesse daran ist freilich begreiflich! Wenn die Religion eine Lebensmacht sein soll, dann muß vor allem der Mann uns etwas zu sagen wissen, der die Höhen und Tiefen des Lebens wie wenige durchschritten, die Mächte des Lebens wie wenige im Kampf kennen gelernt und im Sieg geformt hat. Friedrichs Person und Werk ist es, was seinen Aussagen über die Religion ein besonderes Gewicht verleiht.

So begründet indessen das Interesse an Friedrichs religiöser Stellung ist, so wechselnd sind die Urteile, zu denen es geführt hat. Es gilt hier in weitem Maße, daß die Kritik seitens seiner Kritiker zugleich eine Kritik an diesen Kritikern, die Geschichte seiner Beurteilung zugleich ein Spiegelbild der Geschichte seiner Wirkungen ist. Wie grundverschieden ist er doch gewertet worden! Seine Grenadiere sahen zu ihm als einem Gottesstreiter auf, befangen in ihm einen Mann, der als Held und Christ kämpft und siegen muß, und ließen es sich nicht ausreden, daß ihn bei Leuthen himmlischer Glanz umstrahlt habe. Ja, Friedrich mußte sich schon aus zeitgenössischem Munde das Lob gefallen lassen, er sei ein Mann von korrektem und innigem Bibel- und Kirchenglauben und unberührt von aller Freidenkerei! Friedrichs freigeistige Freunde, die mit ihm bei Tisch manche Spottrede über Glauben und Kirche getan, nahmen ihn als einen der Ihrigen in Anspruch. Und wie oft ist ihm das seitdem zum Vorwurf gemacht worden! Die Evangelischen, vor allem in Schlesien, erblickten in ihm einen bewußten Vorkämpfer des Protestantismus, einen zweiten Gustav Adolf. Aber auch in weiten Kreisen der katholischen Bevölkerung und zeitweise sogar am päpstlichen Hof empfand man Gefühle der Sympathie für ihn. Es ging sogar mehrfach das Gerücht, er habe insgeheim die stärksten Neigungen zum Katholizismus; am Ende sei er gar schon übergetreten, — eine Nachrede übrigens, die er, der Philosoph unter den Königen, mit Leibniz, dem König unter den Philo-

sophen, teilt. Eine andere Meinung war die, er beabsichtige allen Ernstes, Stifter einer neuen Religion zu werden. Was hielt man bei diesem Mann überhaupt nicht alles für möglich! Von streng kirchengläubiger Seite wurde und wird er nach den Maßstäben konfessioneller Dogmatik gemessen und — verworfen. Die Orthodoxie erblickte in ihm ein verlorenes Weltkind, einen Vertreter krasser Irreligiosität. Er gilt als Gottesleugner, Kirchenfeind und Mensch ohne alle Religion, als gottvergessen und gottverlassen. Das Schelten auf ihn war leider gerade bei denen an der Tagesordnung, die auf seinen Schultern standen. Man sucht ihm wohl auch so beizukommen, daß man ihm Punkt für Punkt Unrichtigkeiten, Schwächen, Irrtümer nachweist und so durch Subtraktionsmethode seine Größe möglichst dem Null annähert, wie er ja nach gewissen Biographien überhaupt groß zu sein scheint bloß durch die Summe seiner schlechten Eigenschaften. Hinwiederum fehlt es im protestantischen Lager nicht an solchen, die in ihm den genuin protestantischen Geist fortleben und sich fortbilden sehen. Ja, man kann sogar lesen, er sei nicht nur ein Schirmherr, sondern auch ein Held des Protestantismus gewesen. Anhänger wie Feinde der französischen Revolution haben bis auf unsere Tage geglaubt, diese mit auf ihn zurückführen zu können — ihm zu Lob oder Schande. In unserer heutigen Zeit besteht wohl kaum mehr ein Zweifel an der Unrichtigkeit jener extremen Urteile: er war weder ein Religionsstifter noch ein Teufelskind. Die Forschung hat sich auf einer gewissen mittleren Zone geeinigt. Aber hier gibt es noch sehr lebhafte Pendelschwingungen. Es besteht noch immer Diskussion, wie die Wage zu stellen ist zwischen verschiedenen Gruppen seiner Äußerungen. Noch fallen die Akzente wechselnd und werden Einzelheiten ungleich beleuchtet; denn das ist nun das Überraschende: diese divergierenden Urteile maßen sich nicht bloß die historische Wahrheit an, sondern besitzen sie auch streckenweise. Dafür, daß Friedrich irreligiös war, dafür, daß er fromm gestimmt war, dafür, daß er hoch, wie dafür, daß er abfällig vom Christentum gedacht hat, dafür, daß er Frivolitäten, wie dafür, daß er tiefe Wahrheiten gesprochen hat, lassen sich

urkundliche Belege beibringen. Der Fehler aber all dieser einzelnen Urteilstypen ist nicht sowohl ihre Unrichtigkeit als ihre Unvollständigkeit. Die Gegensätze zwischen den Parteien sind in Friedrich selbst zu verlegen. Statt von zusammengetragenen Einzelheiten gilt es von inneren Zusammenhängen auszugehen. Dies glauben wir am besten dadurch zu erreichen, daß wir im folgenden Friedrichs Individualität wie sein Milieu zu würdigen, die einzelne Provinz seiner Religiosität und Religionsphilosophie aus dem Ganzen seines Wesens heraus zu verstehen suchen. Wir meinen also, vor allem psychologisch und historisch verfahren zu sollen. Insbesondere wollen wir die feinen Wurzeln aufdecken, durch die seine religiöse Stellungnahme in seinem ganzen Charakter begründet ist, und so von innen nach außen, vom Ganzen zum Einzelnen vordringen.

1. Pſychologiſche Wurzeln.

Wie der Mensch, so seine Philosophie, so auch seine Religionsphilosophie. In seinen Göttern malt sich der Mensch und auch seine Religiosität. Auch Friedrichs religiöse Stellungnahme ist in seinem Charakter verankert. Friedrich als religiöses Problem und Friedrich als Charakterproblem sind auf das innigste verschwistert. Es scheinen uns aber an Friedrichs Charakter zwei Grundzüge sonderlich für das Verständnis seiner religiösen Stellungnahme wichtig zu sein. Wir möchten sie als *Wirklichkeitssinn* und als *Vielseitigkeit* bezeichnen. Freilich müssen wir sofort dazu bemerken, daß dies keine eindeutigen psychologischen Formeln sein sollen. Was die heutige Psychologie Verstand und Wille nennt, ist bei beiden inbegriffen. Zu dem Gefühl verhält sich Friedrichs „Wirklichkeitssinn" überwiegend exklusiv, während ihm bei der „Vielseitigkeit" wohl eher ein Plätzchen gegönnt sein mag. Man mag also unter „Wirklichkeitssinn" und „Vielseitigkeit" charakteristische Prägungen, Formulierungen, Gruppierungen rationaler und volitiver bezw. emotionaler Elemente verstehen. Es sind *Strahlenzentren*. Beide aber, Wirklichkeitssinn und Vielseitigkeit, sind von Friedrichs gigantischer Kraft auf eine ungewöhnliche Höhenlage geführt. Er hat seine Kraftnatur selbst am besten charakterisiert, wenn er etwa sagt, daß er nichts halb tun könne, daß in den Operationen alles Nerv sein müsse. „Tat war Anfang, Mitte und Ende seiner Regierung." (Koser.) „Das ganze Leben hindurch ist diese stahlfeste Natur sich selbst treu geblieben, hinter den Gewitterwolken strahlte der Himmel in ständiger Bläue und trat, wenn der Sturm ausgetobt hatte, in altem Glanz hervor." (Hamilton.) Als Verstandes- und Willensmensch war er eine Kraftnatur. Nur dank

seiner Titanenstärke konnte er die „Herkulesarbeiten" seiner Kriegsjahre und seiner Regierungstätigkeit leisten. Schwierigkeiten schienen nur dazu da zu sein, um von ihm überwunden zu werden. Die dabei entfaltete Energie hat freilich auch etwas Eigensinnig-Despotisches. Friedrichs Kraftnatur erwies sich in einer ungewöhnlichen Elastizität. In Sekunden der Entscheidung zeigte er eine überlegene Kraft blitzartigen Entschlusses. Nicht nur nach der Jugendkatastrophe, sondern auch nach so mancher anderen schwersten Erschütterung war er rasch wieder „munter wie ein Buchfink". Nur kurz schwankte auch in den äußersten Krisen die Kompaßnadel, dann gewann er die Beherrschung seiner selbst und seiner Untergebenen wieder. Vivre et mourir en roi! Nicht selten brach sein Energiestrom in stürmischer Impulsivität hervor. Er besaß von Haus aus ein großes Maß von Ausdauer und Zähigkeit. Im Laufe der Jahre bildete sich eine hochgespannte, geläuterte Seelenstärke heraus. Damit ist ungefähr die Höhenlage physischer, psychischer und ethischer Kraft umschrieben, auf der wir Friedrichs Wirklichkeitssinn und Vielseitigkeit finden.

Sein Wirklichkeitssinn strahlte nach den verschiedensten Richtungen hin aus. Geschichtliche Wirklichkeiten hatten für seinen klaren und scharfen Geist etwas ungemein Anziehendes. Mit größter Wißbegierde stürzte er sich auf die verschiedensten Wissenszweige, um den „leeren Raum seiner Seele" durch Selbstbelehrung mit realen Kenntnissen auszufüllen. Er besaß eine verblüffende Fähigkeit, bei Schwierigkeiten aus dem gegebenen Tatbestand heraus Lösungen zu finden, die vorhandenen Realitäten zu Hilfsmitteln umzuschmieden. Sein Drängen auf Sachlichkeit zeigt sich nicht minder darin, daß er sein Verhalten durch Grundsätze regelte und durch neue Einzelphänomene zu grundsätzlichen Allgemeinbetrachtungen angeregt wurde. So bietet er auf der einen Seite ein Muster von Ordnung in Tageslauf und Geschäftsgang und im Haushalt seiner Seele. Als Pflicht galt ihm — und er hat den Pflichtbegriff apotheosiert — sachlich zu handeln. Auf der anderen Seite ist er Weltanschauungs-

grübler. Denkend ringt er mit den problemerfüllten Wirklichkeiten. Er kann gar nicht anders als philosophieren. Die Philosophie ist ihm Lebenselement, Stütze und Stab. Daran wird auch nichts geändert durch momentane katastrophale Erschütterungen, wie sie das Charakteristikum jedes Genies sind. Auch der Gläubigste erlebt Augenblicke des Irrewerdens. Kühlen, prüfenden Blickes sucht Friedrich Verhältnisse und Charaktere zu durchdringen. Auch in Umständen, da „einem der Kopf leicht umgeht", versteht er seine Kaltsinnigkeit zu bewahren. Über das Persönliche, Gefühlsmäßige hinaus dringt er auf das Sachliche, Verstandesklare. Mystik ist ihm fremd. Obwohl für Frauenanmut sehr empfänglich, hält er weibliche Nebenregierungen für Schaden und Schande. Obwohl im Kreise seiner Freunde im Apoll die höchste Form des Lebens lebend, gestattet er ihnen nicht den geringsten Einblick und Einfluß hinsichtlich seiner Regierungstätigkeit. Aus diesem Zentralpunkt seines Wesens stammte es auch her, wenn er so ungemein konzentriert zu arbeiten verstand und soviel Kleinarbeit in eigener Person erledigte. Er wollte möglichst wenig fremde Urteile nachsprechen, möglichst viel mit eigenen Augen sehen. Aimez donc ces détails! Der gleiche Friedrich konnte auch eine ins Einzelne gehende zarte Aufmerksamkeit und Freundesliebe an den Tag legen. Für die Richtigkeit seiner Berechnungen und Sachurteile sprach dann der Erfolg. In der Geschichtsschreibung seiner eigenen Taten geht er von der ersten zur dritten Person über und macht sich selbst zum Objekt. Sein durchsichtiger Stil verrät nicht bloß französische Muster, sondern ist ein Abbild seines eigenen präzisen Wesens. Im Verkehr mit Menschen bewies er hervorragenden Scharfblick. Daher seine große Kunst literarischer Charakterisierung und seine mehrfachen Urteile über Menschen und Menschliches, die ganz aus dem Rahmen der zeitgenössischen Anthropologie und Ethik und des rationalistischen Optimismus herausfallen, dafür aber aus dem Leben geschöpft sind. Der Beobachter auf dem Königsthron ist zum Pessimisten geworden; der Praktiker korrigiert die Weltverbesserungsschwärmerei seines

Zeitalters, revidiert den aufklärerischen Dogmatismus. Mit dem Ringen um Realität ist Kritik und Zweifel unlösbar und notwendig verknüpft. Daß solcher Zweifel nicht in Blasiertheit enden muß, sondern zur Fruchtbarkeit führen kann, beweist Friedrich. Ihm ward er ein Hebel zu Triumph und Sieg. Das Gefühl solchen Triumphes, der Umschlag von Unsicherheit zu Überlegenheit löst dann sehr leicht Witz, Spott und Sarkasmus aus — so auch bei Friedrich, und charakteristischerweise zeigt er vor allem den Witz des Verstandes, wenn auch der Humor des Gemütes nicht ganz fehlt. Es läßt sich indessen nicht verkennen, daß ein Ringen um Realität, ein stark angespannter Wirklichkeitssinn an sich schon etwas eminent Ethisches ist. Bei Friedrich entsprang daraus der dominierende Zug sittlicher Wahrhaftigkeit. Die aufrichtig gemeinte Versicherung seiner Aufrichtigkeit kommt zahllose Male in seinen Briefen vor. Er wendet die Nüchternheit und kritische Schärfe der Betrachtung gegen seine eigene königliche Person. Hier hat sein Wesen das innere Gleichgewicht gefunden gegenüber dem nach außen gerichteten Wirklichkeitssinn und dem starken Reiz zum Sarkasmus. Voltaire, der ihm so Ähnliche und doch so Unähnliche, entbehrte dieses Ausgleichs durch die Kraft ethischer Innerlichkeit. Vermöge solcher Wahrhaftigkeit lehnte Friedrich die Lehre vom Gottesgnadentum rundweg ab, wie er auch der Geistlichkeit keine besondere göttliche Berufung zugestehen wollte. Ihm war der Fürst ein Mensch wie der geringste seiner Untertanen, sein Vorzug der gehäufter Pflichten, sein Ruhm das Dienen. Durch keine Wolke höfischen Pompes ließ er sich blenden, gerade weil er wußte, daß der Mensch plus sensible que raisonnable ist. Schlicht und natürlich war er für jedermann zugänglich. Der Schmeichelei hat er eine entrüstete Ode gewidmet. Seine eigene Person schonte er nicht im geringsten. Soviel er auch über sich selbst schrieb — infolge eines gewissen psychologischen Bedürfnisses nach Selbstobjektivierung, Entladung und Entlastung —, so ist es ihm doch nie eingefallen, sich selbst Weihrauch zu streuen. Er geht mit seinen Fehlern scharf ins Gericht und will nichts beschönigen, nichts ver-

schweigen. In übertriebener Gewissenhaftigkeit macht er sich lieber schlechter als er ist. Die „Lüge des Bewußtseins" hat er verworfen, wenngleich in puncto Diät nicht immer gemieden. Auf gleicher Linie liegt es, wenn Catt berichtet, er habe oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß der König das bekämpfte, was er zu glauben geneigt war. Die Kunst der Verstellung hatte er gelernt und übte sie auch, freilich mit dem Gefühl innerer Überlegenheit. Assimiliert hat er sie sich nicht. Wenn er die diplomatische Maske gebrauchte, dann war er sich objektiv darüber klar. Und war wirklich seine innere Wahrhaftigkeit gefährdet, dann befreite er sich durch Selbstironisierung. Dem eigenen unruhigen Herzen wollte er nun einmal nicht gestatten, klare Erkenntnisse und Entschlüsse zu trüben. Heuchelei, scheinheiliges Wesen war ihm in der tiefsten Seele zuwider.

Soweit über das Strahlenzentrum „Wirklichkeitssinn". Wenn damit in richtiger Weise ein Stück des gesamten Wesens Friedrichs umschrieben ist, dann ergibt sich für das psychologische Verständnis seiner religiösen Stellungnahme folgendes. Friedrich repräsentiert einen bestimmten Typus, nämlich den Typus derer, welchen die Religion nicht Mystik, nicht Erbauung, nicht Gefühlserregung, nicht Kultus, sondern Weltanschauung ist. Friedrich muß und will sich über die Grenz- und Kulminationsbegriffe alles menschlichen Erkennens, wie sie in der Religion vorliegen, klar werden. Er ist Intellektualist. Daß er „räsonnierte", daß er denkend sich die Gegenstände des Glaubens zurechtlegte und zu eigen machte, war ein ganz wesentliches Stück seiner Frömmigkeit. Wir verstehen, daß dieser Mann von Haus aus eine dem Pietismus polar entgegengesetzte Natur war. Ebenso leuchtet ein, daß er den katholischen wie auch einen gewissen protestantischen kirchlichen Autoritätsbegriff ablehnen mußte. Es erhellt hier aber auch, daß man ihm nur mit Unrecht vorwerfen konnte, er habe sich von seinen freisinnigen Freunden nur eben gängeln lassen. Vielmehr: Friedrich ist nicht bloß Produkt, sondern auch Faktor in der Geistesgeschichte seiner Zeit, nicht bloß Echo, sondern auch Selbsttöner. Ein Mann wie er konnte sich den

Inhalt seiner Überzeugungen niemals von außen her vorschreiben, sich niemals die eigene Prüfung und Entscheidung abnehmen lassen. Dafür hat er in lebenslangem Ringen selber um den Inhalt seiner Überzeugungen gestritten und mit größtem Kraftaufwand die Prüfung selbst vorgenommen. Man kann das evangelisch nennen. Im Zusammenhang damit erhellt, daß Friedrich seiner Natur nach weit mehr zum Empirismus als zur Dogmatik und Spekulation neigen mußte. In allzu kühnem Gedankenflug wird sich ein Friedrich niemals über den Boden der Wirklichkeit erheben. Die Wirklichkeit in Geschichte und Gegenwart, im eigenen und fremden Leben fesselt ihn an sich. Sein Räsonnieren will bodenständig bleiben. Der Respekt vor solcher Wirklichkeit bringt es aber weiterhin mit sich, daß Friedrich vor jeder persönlichen Glaubensüberzeugung Halt machte, wenn anders sie ehrlich und aufrichtig war. Aber Friedrich unterstreicht gerade diese Bedingung sehr stark. Also: der Respekt vor der Wirklichkeit verursacht, was Friedrich sagt und wieviel er sich zu sagen getraut. Seine religiösen Äußerungen knüpfen an praktische Erfahrungen und Beobachtungen an, und für ihr Schwanken liegt hier der Grund. Inhalt und Grenze seiner Lehrmeinungen rühren her von dieser Angleichung an die Wirklichkeit, und die Tatsache wie die Art seiner Selbstbescheidung in religiösen Dingen hat in diesem Empirismus ihre Wurzeln. Hier ist endlich auch der größte Gedanke begründet, den Friedrich ausgesprochen hat, der Toleranzgedanke.

Und nun das andere „Strahlenzentrum", Friedrichs Vielseitigkeit. Bunt und interessant wie der Kreis seiner Freunde, wechselvoll wie seine Lebensschicksale, vielfältig wie die Bestände seiner Bibliotheken — so war auch das Wesen Friedrichs: vielseitig bis zur Kompliziertheit und inneren Gegensätzlichkeit. In einer Person war er Dichter und Denker, Schriftsteller, und als solcher wieder mehr oder minder Meister der verschiedensten Stilformen, ausübender und komponierender Musiker, Maler und Baumeister, Philosoph und König, Feldherr und Diplomat, Schlachtenlenker und Friedensfürst, Gesetzgeber, Kulturpionier, Organisator,

Reformer, Volkserzieher. Alle diese Fähigkeiten und Tätigkeiten breiten sich vor uns aus, vom Dilettantismus auf der einen Seite bis zur Genialität auf der anderen. Mitten im Siebenjährigen Krieg fand er Zeit und Interesse für allerlei feingeistige Beschäftigung. Lamprecht nennt ihn nicht ohne Recht einen „frühgeborenen Sohn der Empfindsamkeit". Am Abend vor Entscheidungsschlachten fand man ihn vertieft in dichterische Ergüsse. In seiner Person vereinigt er leidenschaftliches Temperament und eherne Selbstbeherrschung, königliche Haltung und gesellige Talente, rigorose Pflichterfüllung und Freude an schönem Genuß, antike und moderne Art. Er zeigt eine einzigartige Verbindung von „Tatkraft und Besonnenheit, Feuer und Mäßigung, Entschlossenheit und Überlegung, jäher Impulsivität und zäher Ausdauer, Schärfe und Weichheit, Leichtherzigkeit und Sentimentalität, Spott und Frömmigkeit, tiefer Verschlagenheit und herber Wahrhaftigkeit, Talent und Charakter, Genialität und Selbstzucht" (Koser). „Er war Epikureer aus Temperament, Stoiker aus Grundsatz" (Cauer). Dieser Heros, der durch eine Unsumme von Schwierigkeiten nicht weich wurde, hatte doch Augenblicke, in denen er weinte. Der Held der schlesischen Kriege ist es, der einst als „effeminierter Kerl" in der Uniform seinen „Sterbekittel" verwünscht hat. Er haßte und liebte den Krieg. Er war mit Leib und Seele bei seinem Soldaten-Metier und hatte doch neben heroischen auch wieder „idyllische" und Adagio-Stimmungen. Die deutsche Sprache redete er „wie ein Kutscher" und hat sie doch bereichert. Klassische, grobkörnige Marginalien wie gefeilte und überpolierte Gedichte entstammen der nämlichen Feder, und diese Feder beherrschte weder die französische noch viel weniger die deutsche Orthographie. Der gleiche Friedrich, der so treffend, knapp und prägnant zu schreiben wußte, ergoß sich in uferlosen Reimereien. Der gleiche Friedrich, der einen so empfindsamen Sinn für preziöse Gebilde hatte, schnupfte und hielt sein Äußeres nicht sonderlich rein. Seine theoretische und nachfolgende praktische Stellung zum Macchiavellismus ist nicht frei von innerer Disharmonie. Der Regent, der die Gerechtig-

keit selbst sein wollte, hat sich vorkommendenfalls in Ungerechtigkeit versteift; der die Toleranz selbst sein wollte, hat sich z. B. einem A. H. Francke gegenüber entschieden intolerant gezeigt. Kaustischer Witz, so „ursprünglich wie das Niesen", und tiefer Lebensernst wohnen hier nebeneinander. Friedrich hat parodistische Homilien gefertigt und wirkliche Predigten sich halten lassen, studiert, rezitiert und selbst verfaßt. Seine persönliche Stellung- und Anteilnahme gegenüber deutschem und französischem Gebaren ist jedoch vielleicht nicht ganz so widerspruchsvoll, wie häufig gesagt wird. Indessen: man bekommt aus alledem den Eindruck, als lebe Friedrich in ganz verschiedenen Welten, und man fragt sich erstaunt, wie sich diese Vielseitigkeit und Gegensätzlichkeit nur in der Einheit des Bewußtseins zusammenzufinden vermöge. Die Theorie von den zwei Seelen in jeder Menschenbrust will hier nicht mehr recht genügen. Bei Friedrich gehen eben die Maße ins Außerordentliche. In Augenblicken erdrückender einseitiger Arbeit sind es freilich aufsteigende Seufzer, die darauf hinweisen, daß seine Seeleneinheit gefährdet ist. Und doch hat man es treffend als eine der wundervollsten Gaben seines Genius bezeichnet, daß er es verstand, sich auszubreiten, ohne sich zu zersplittern. Er hatte eben doch eine „monarchische Seele", um mit Strauß zu reden, der zugleich auf die Fülle der Triebfedern, Talente und Dämonen in Voltaires Brust das Wort anwendet: Mein Name ist Legion. Ganz Ähnliches ließe sich in bezug auf Bayle bemerken (cf. Euckens Studie).

Aus der Betrachtung dieser Vielseitigkeit und Gegensätzlichkeit werden wir zum psychologischen Verständnis der religiösen Stellungnahme Friedrichs folgendes beitragen können. Zunächst wird uns von hier aus in seinen religiösen Äußerungen verständlich die Fülle der Gesichtspunkte, der Reichtum des Wissens, der weite Blick, der sich auf Religionen und Konfessionen, Sekten und Denominationen, Länder, Völker, Staaten, Zeitalter ausdehnt. Friedrichs Kenntnisse in Bibelzitaten, Theologie und Religionsphilosophie, Kirchen- und Dogmengeschichte waren hervorragend. Es wird uns weiterhin das sehr wichtige Moment verständlich, daß er psychologisch

imstande war, in seiner eigenen Entwicklung eine Rekapitulation der zeitgenössischen Ideenentwicklung darzustellen. Wir hatten oben gefunden, daß er Intellektualist war. Als solcher schloß er sich der zeitgenössischen intellektualistischen religiösen Betrachtungsweise an. Diese ist gekennzeichnet durch die Stationen: Orthodoxie, Leibniz-Wolff, Deismus. Und diese Entwicklung von der Orthodoxie bis zum Deismus rekapituliert Friedrich in seiner eigenen Person. War er also dank seines Wirklichkeitssinns Intellektualist, so war er dank seiner Vielseitigkeit befähigt, die damalige intellektualistische Religionsbetrachtung in ihren verschiedenen Phasen zu durchlaufen. Das Nähere werden die beiden nächsten Kapitel bringen. — Es fehlt aber auch nicht an innerer Gegensätzlichkeit in der religiösen Stellungnahme Friedrichs. So manche Inkonsequenz in seinen religionsphilosophischen Aussprüchen stammt nicht aus einem Mangel, sondern aus der Fülle seines Geistes. Disharmonie ist konstatiert worden zwischen seinen religionsphilosophischen Grundsätzen und der gelegentlichen Praxis seiner Kirchenpolitik. Aber in noch schärferen Gegensatz stellt sich — scheinbar oder wirklich — die Summe seiner frivolen Äußerungen zu all seinen ernsten und bekenntnisartigen Aussagen über Glaubensdinge. Wir werden davon noch zu reden haben. Endlich aber war gerade diese Vieles und Gegensätzliches umfassende Art der beste Nährboden für den Toleranzgedanken.

2. Hiſtoriſches Milieu.

Die Geschichte der religiösen Entwicklung Friedrichs gilt als bekannt. Jedermann weiß von der religiösen Zwangserziehung im Sinne der Orthodoxie, die der Knabe und Jüngling durchzumachen hatte, von der kurzen, verflammenden Begeisterung des Kronprinzen für Wolffs Metaphysik und von seiner endgültigen Schwenkung zur deistischen Aufklärung. Es ist ferner bekannt, daß diese drei Richtungen einander auf das schärfste befehdeten, daß die Orthodoxie strenger Observanz gegen Wolff wütete, daß Wolff gegen diese Orthodoxie vielfach schweigend eine deutliche Grenze aufrichtete, um desto lauter gegen die Freigeister vom Leder zu ziehen, und daß endlich die Kritik der Deisten mit den beiden anderen Richtungen aufzuräumen drohte. Das laute gegenseitige Schelten nimmt man in der Regel ohne weiteres als Äußerung grundsätzlicher Verschiedenheit. Friedrichs Entwicklung wäre demnach durch eine Reihe größter und schärfster Brüche, exklusiver Gegensätze und schwerster Katastrophen hindurchgegangen. Und wenn man innere Zusammenhänge ausfindig machen zu können glaubte, so höchstens nach dem Gesetz des psychologischen Rückschlags: aus erzwungener Bejahung schnellte sein Empfindungsleben zurück in freimütige Verneinung, aus enttäuschter Erwartung bekehrte er sich zum entgegengesetzten Extrem. Dies ginge wohl noch über das Maß innerer Spannkraft hinaus, von dem wir oben bei der Charakterisierung seiner inneren Gegensätzlichkeit gesprochen haben. Nun hat Friedrich in der Tat diese wechselnden Standpunkte durchgemacht, jedoch sie schließen einander nicht aus. Trotz aller Hitze gegenseitiger Polemik besteht, was vielfach übersehen wird, eine innere Verwandtschaft zwischen Orthodoxie, Wolffianismus und Deismus.

Darum stellen wir hier als These auf: Friedrichs religiöse Entwicklung ist nicht durch Brüche hindurchgegangen. Sie weist vielmehr einen folgerichtigen Zusammenhang auf. Das von Leibniz proklamierte Gesetz, daß die Natur keine Sprünge macht, läßt sich auf die Entwicklung der damaligen Religionsphilosophie ebenso anwenden als auf die Rekapitulation, die sie in Friedrich erfahren hat. —

Die drei Richtungen, welche das „historische Milieu" bilden, Orthodoxie, Wolffianismus und Deismus, gehen von derselben grundsätzlichen Auffassung der Religion aus, nämlich von einer intellektualistischen. Alle drei suchen bei der Betrachtung der Religion vor allem ein verstandesmäßiges Interesse zu befriedigen, in Übereinstimmung mit dem ganzen Zug der Zeit. Religion ist Erkenntnis, ist eine Summe von Lehrsätzen. Nun entsteht aber sofort die Frage nach den Quellen solcher Erkenntnis. Dieser Quellen gibt es zwei: Vernunft und Offenbarung. Sogleich aber beginnt der Streit darüber, wie sich Vernunft und Offenbarung zueinander verhalten.

Für die Orthodoxie kommt als Quelle der religiösen Erkenntnis nur die Offenbarung in Betracht; daher denn auch die Autoritätsstellung, welche die orthodoxe Kirchenlehre für sich beansprucht. Die Offenbarung vermittelt uns die überirdischen Wahrheiten, welche das natürliche Licht der Vernunft niemals hätte entdecken können, seitdem es durch die Sünde verderbt ist. Die Lehrsätze der Offenbarung gehen darum supra, wohl auch contra rationem corruptam. Die Gegenüberstellung von Wider- und Übervernünftig, die eine so nachhaltige Wirkung hervorgerufen hat, tritt hier mit aller Kraft auf, während zugleich die mittelalterliche Theorie von der doppelten Wahrheit eine Art Auferstehung feiert. Das System der inhaltlichen natürlichen Verstandeserkenntnis, d. h. die Philosophie als Summe von Erkenntnissen, die Vernunft im materiellen Sinn wird von der Orthodoxie ausdrücklich abgelehnt; wie weit jedoch faktisch die überkommene Philosophie inhaltlichen Einfluß auf die Orthodoxie gewonnen hat, wird gegenwärtig

unterſucht (Tröltſch, Weber, Bohatec). Dagegen die Vernunft im formalen Sinn, der usus organicus sive instrumentalis wird von der Orthodoxie akzeptiert. Hier wird die Philoſophie als ancilla theologiae angeſtellt und muß mithelfen bei dem Aufbau eines gewaltigen theologiſchen Apparates mit Beweiſen, Deduktionen und mit einer ausgebildeten Nomenklatur. Wohl hat die inhaltlich beſtimmte weltliche Vernunft auch gewiſſermaßen eine eigene Domäne in der theologia naturalis, und dieſe iſt auch in das Syſtem der Glaubenslehre aufgenommen; aber ſie gilt doch nur als präliminariſches, peripheriſches, untergeordnetes Stück.

Bei Leibniz-Wolff ſtehen Vernunft und Offenbarung in Kompromiß-Stellung zueinander. Dieſe beiden Denker haben den Schritt getan, der gar nicht ausbleiben konnte, nämlich der Vernunft einen inhaltlichen Einfluß zugeſichert, die Dienerin zur Kritikerin, wenn auch in beſchränktem Maße, werden laſſen. Selbſtverſtändlich wird die eigene Vernunft dem Menſchen zunächſt immer ſicherer ſein als eine von außen herangebrachte Offenbarung, deren Vorhandenſein, Inhalt und Richtigkeit bis zu einem gewiſſen Grade immer nur durch die Vernunft konſtatiert werden kann. Perſönlich ſtanden beide Denker der Kirchenlehre wohlwollend gegenüber. Sie vereinigten dogmatiſche Gläubigkeit und kritiſche Religionsphiloſophie — mehr thesei als physei — durch Perſonalunion, Leibniz vor allem aus ſeinen vielfach bewieſenen Vermittlungstendenzen heraus, Wolff vor allem aus perſönlicher Frömmigkeit. Die Offenbarungswahrheiten gelten ihnen als übervernünftig, aber durchaus nicht als widervernünftig. Freilich iſt die Autoritätsſtellung der Offenbarung nicht entfernt mehr ſo ſicher wie bisher. Was ſie eingebüßt hat, hat die Vernunft gewonnen. Zwar ſoll dieſe ähnlich wie bei der Orthodoxie Beweiſe für die Offenbarungstheologie liefern. Indem Leibniz und Wolff durch ihre Philoſophie einen Damm gegen das Freidenkertum aufzurichten und das Chriſtentum rational zu begründen ſuchen, ziehen ſie eben dies Chriſtentum vor das Forum der Vernunft. Aber zugleich iſt die Vernunft auch am Werke, die

Dogmen in ein philosophisches Gewand zu kleiden, und überdies ist es gar nicht mehr die sündlich verderbte und verdunkelte, sondern nunmehr die entfesselte und in ihre Rechte eingesetzte Vernunft, und diese dringt auf zureichende Gründe! Die theologia naturalis hat ein ganz anderes Gesicht bekommen. Eine reine Vernunft- und Naturreligion beginnt ihr Haupt zu erheben. Auf der einen Seite deckt sich hier der Gegensatz von theologia naturalis und revelata mit dem Gegensatz von Vernunftwahrheiten und Tatsachenwahrheiten, von geometrischen und zufälligen Wahrheiten. Wie aber die tatsächlichen Wahrheiten hinter den Vernunftwahrheiten zurückstehen, so beginnt auf der anderen Seite die positive christliche Religion hinter der natürlichen oder Vernunftreligion zurückzustehen.

Von der Leibniz-Wolffischen Kompromiß-Stellung gingen divergierende Linien aus. Die eine führte zurück zur kirchlichen Orthodoxie, und tatsächlich ward der einst geächtete und verketzerte Wolff jetzt kirchlich rezipiert und autorisiert. Aber faktisch war von hier aus nur ein Schritt zum Deismus. Die Wagschale der Vernunft war im Steigen begriffen und mußte notwendig immer höher steigen. So war es durch Leibniz-Wolff — neben anderen Geistesströmungen — vorbereitet, daß der englisch-französische Deismus in Deutschland Eingang fand. Die Tendenz des Deismus besteht darin, die Vernunft als einzige Quelle der Religion zu proklamieren, eine vernünftige und natürliche und deshalb vorbildliche und allgemein verbindliche Religion aufzustellen. Diese Normalreligion will nichts weiter sein als der konkret gewordene, verkörperte abstrakte Idealbegriff „Religion". Mit ihm wird das Christentum teils identifiziert, teils wird es an ihm gemessen. Das Christentum ist nur soweit, aber auch soweit wirklich wertvoll, als es die vollkommenste Darstellung dieser natürlichen Religion ist. Folgerichtig erscheinen dann konfessionelle Eigenarten und Differenzen als minderwertig. Wiederholt wird der Versuch gemacht, eine Reihe von Lehrsätzen als Inbegriff der natürlichen Religion aufzustellen. Drei oder vier Begriffe kristallisieren sich schließlich heraus: Gott, Tugend,

Freiheit, Unsterblichkeit. Und auch diese Bekenntnispunkte treten nicht mehr mit dem Anspruch auf unbedingte Autorität auf wie die orthodoxe Dogmatik. Die Dignität vielmehr, die sie sich zuschreiben, ist eine überwiegend pädagogische. Volksbelehrung und -beglückung soll erreicht werden. Die theologia naturalis, einst ein sekundäres Gebilde, hat der theologia revelata das Messer an die Kehle gesetzt. Denkfreiheit und Freidenkertum sind Parole. So hoch der Deismus die Vernunft als Urheberin wahrer religiöser Erkenntnisse preist, so gering ist die Zahl und der Inhalt solcher Erkenntnisse. Es besteht eine starke Neigung, allüberall das Übervernünftige als widervernünftig zu erklären. Die Geschichte und zwar die Heils-, Kirchen- und Dogmengeschichte gilt als Verderb der zeitlosen Wahrheiten und Vernunftideen. Daher die scharfe Kritik an dem historischen Bestand und den historischen Urkunden des Christentums. Alles Geschichtliche ist Mißbildung, Aberglaube, Betrug. Die Entwicklung der christlichen Kirchen gilt als Krankheitsgeschichte. Und trotz alledem wollen die Deisten die positive Kirchenreligion nicht unbedingt ausrotten; sie soll beibehalten werden als — Polizeimittel für das gemeine Volk. Indessen sind gerade in bezug auf die rationale historische Kritik die Apologeten vielfach in die Kampfeslinien der Deisten gedrängt worden. Die Scheidung zwischen den beiden Parteien läßt sich gerade hier nicht reinlich durchführen. Was so der Religion auf ihrem eigenen Gebiet genommen ward, das soll ihr nun reichlich ersetzt werden durch Anleihen aus dem benachbarten Gebiet der Moral. Hier erheben sich keine Schwierigkeiten historisch-kritischer Art; hier bieten sich vielmehr unbestrittene zeitlose Vernunftideen in Fülle. Mit einer gewissen Befriedigung feiert man den unvergleichlichen Tugendwert des Christentums. Die Moral wird mit dem Christentum als dessen Kern, Edelgut, Surrogat in Beziehung gesetzt. In dem Maße als man von hier aus in der Eliminierung spezifisch religiöser Elemente fortschritt, gelangte man zum Ideal der reinen Humanität.

Die Entwicklung des Deismus aber drängte zur Selbstauflösung, zum *Radikalismus*, und es ist nötig, hier

noch einen kurzen Blick darauf zu werfen. „Die ganze Philosophie der Aufklärungszeit kannte gegenüber der Religion nur eine doppelte Stellungnahme. Entweder man suchte die Grundlehren der Religion logisch zu beweisen oder man wollte sie widerlegen. Im ersten Fall speziell gelangte man zu einer für alle Menschen gültigen Vernunft- oder Naturreligion, die dann je nach der persönlichen Stellung des betreffenden Philosophen zum Christentum entweder mit diesem oder mit seinen Grundlagen für identisch erklärt oder ihm mehr oder minder nachdrücklich entgegengesetzt wurde. So entstehen die Richtungen eines christlichen Rationalismus, des versteckt oder offen christentumfeindlichen Deismus und des atheistischen Materialismus. Immer also ist es die Frage nach dem logischen Recht der Religion, die im Mittelpunkt der Betrachtung steht." (Aster.) Vor allem bei den Franzosen vollzog sich die Wendung zum Atheismus, Materialismus, Radikalismus. Bei Lamettrie und den Enzyklopädisten haben wir die letzte Konsequenz des eben gezeigten Schemas „Vernunft und Offenbarung". Das Schema hat sich erschöpft. Es wird abrogiert, und eine völlig neue Fragestellung in bezug auf Religion bahnt sich an. Nicht mehr auf ihre Logik hin wird sie untersucht, also unter einem heteronomen Gesichtspunkt, sondern mehr und mehr als Eigenart gewürdigt, der an autonomen Kriterien gemessen sein will (Hume, Lessing, Herder, Kant, Schleiermacher). Gleichzeitig bahnt sich auch ein neuer Begriff der Vernunft an.

3. Genetiſche Entwicklung.

Wir sind an dem Punkte angelangt, wo wir untersuchen können, wie Friedrichs religiöse Stellung wurde. Was wir über Wirklichkeitssinn und Vielseitigkeit, Orthodoxie, Leibniz-Wolff und Deismus entwickelt haben, wird sich hier zu neuen Einsichten verknüpfen.

Friedrichs Jugend stand unter dem Zeichen der Orthodoxie. Wohlmeinende Peiniger brachten ihm diese Form der Religion nahe. Lernen sollte er diese Religionslehre, um ein guter evangelischer Christ nach dem Herzen seines Vaters zu werden, um Gottesfurcht und -liebe, sowie Abscheu vor andern Konfessionen und Sekten zu bekommen. Als geeignete Lehrmittel galten Lehr- und Erbauungsbücher, apologetische Predigten, Beweise und Unterredungen, als geeignete Lehrmethode mechanische Gedächtnis-, Gebets- und Bußübungen. Es war ein unpädagogisches und unpsychologisches Drangsalieren, das doch seinen Zweck, wahre Bußfertigkeit und Gläubigkeit, nicht erreichte. Liegt es nun an sich schon im Wesen einer intellektualistisch verstandenen Religion, daß man andere in sie einführt, indem man ihnen Schule hält, so kam in diesem Fall noch das Ideal militärischer Schulung, militärischen Drills dazu. Freilich emanzipierte sich Friedrichs Vater in seiner hausbackenen Verständigkeit gerade an einem der tiefsten Punkte seines kirchlichen Bekenntnisses von diesem, und hier war der freier gerichtete Sohn päpstlicher als der Papst, korrekter als sein Vater. Es ist die Prädestinationslehre, die Friedrich schon damals innerlich beschäftigte, was ihm den väterlichen Unwillen zuzog. Es ist bekannt, wie Friedrich trotz alledem nur ein „lauer Christ" wurde und welche Revolutionen die religiöse Vergewaltigung in seinem Inneren hervorgerufen hat, wenngleich — was nicht zu ver-

gessen ist — die Kenntnis freisinniger Ideen ebenfalls auf unpädagogische Weise in seinen Gesichtskreis eingeschmuggelt wurde. Man ist geneigt, dem Rückschlag in Friedrich alles zuzurechnen, was er später an Kirchen- und Glaubensfeindschaft an den Tag gelegt hat. Aber man darf dabei nicht vergessen, daß sich Friedrich wirklich ernsthaft für die Lehrstücke von Offenbarung, Christologie, Soteriologie usw. interessiert hat und daß er ehrlich bereit gewesen wäre, sich die Richtigkeit der Kirchenlehre beweisen und seinen „schwachen Glauben" durch „gute und solide Gründe" stützen zu lassen. Aber sein kritischer Verstand fand hier kein Genüge, und so erlebte er in jungen Jahren, ohne sich der Tragweite dieses Geschehens bewußt zu sein, das Fiasko in seiner Person, das die Orthodoxie in der geschichtlichen Entwicklung erlebt hat. Nicht bloß überredet, sondern überzeugt wünschte er zu werden. Auf fremde Autorität hin Glaubenssätze anzunehmen, sich mit Gewalt in ein fremdes Bekenntnisschema pressen zu lassen, eine Dublette seines Vaters zu werden — dagegen sträubte sich seine Natur mit allen Fasern. Er bewies bei Disputationen gleichermaßen eine große Sachkenntnis wie unbeugsames, bohrendes Wahrheitsstreben. Die orthodoxe Anwendung der Vernunft auf die Offenbarung ergab für Friedrich, daß es mit den Magddiensten der Vernunft nichts sei, daß diese vielmehr wie Scheidewasser auf die Dogmen wirke. Ebensowenig aber als ihm die sachliche Begründung der Orthodoxie zwingend erschien, vermochten ihm diejenigen ausnahmslos zu imponieren, die sie ihm nahe brachten. Sein Wirklichkeitssinn entdeckte hier so mancherlei Despektierliches. Man darf aber weiterhin nicht übersehen, daß gerade jene Zeiten des Zwanges und der Katastrophen die unvergleichliche Stärke seiner religiösen Ader erwiesen haben. Hierher rechnen wir allerdings nicht einzelne von vorübergehender Erpressung abgenötigte, in vorübergehender Empfindung aufrichtig gemeinte Bekenntnisse gläubigen Gepräges. Das meinen wir vielmehr, daß die innerliche Reaktion in Friedrich nicht einen Bruch mit aller Religion erzeugte, sondern nur eine Abkehr von dieser speziellen Form. Das

eben ist so groß und bedeutsam an ihm, daß ihm die Religion an sich so wenig verleidet war, daß er sich nun vielmehr sein ganzes Leben lang mit aller Energie seiner Kraftnatur auf die Suche nach einer besseren Religion machte. Der Respekt vor der Wirklichkeit der Religion triumphierte auch hier. Ja, es ist vielfach ein ergreifendes Hungern und Fragen, das uns bei Friedrich entgegentritt. So zeigt sich in der Jugendgeschichte Friedrichs beides begründet: einmal, daß er sich mit Religion beschäftigte, und sodann, daß er sich kritisch mit ihr beschäftigte. Die äußeren Widerfahrnisse weckten nur, was als zwiefacher Zug seines Wesens in ihm schlummerte: seine kritische und seine religiöse Ader. Man könnte sagen: er war ein geborener Freidenker und ein geborener Gottsucher. Man hat wohl behauptet, er wäre ein viel besserer Kirchenchrist geworden, wenn ihm in seiner Jugend das kirchliche Christentum liebenswürdiger dargeboten worden wäre. Mag sein, daß seine spätere Schärfe vielleicht gemildert worden wäre, — aber ein Kirchenchrist wäre er nie geworden. Das hieße doch, seine Umgebung über- und sein eigenes Wesen unterschätzen.

Dem Suchenden war es gerade im rechten Augenblick eine wundervolle Entdeckung, als ihm von befreundeter und zugleich berechnender Seite W o l f f erschlossen wurde. Die in unmittelbarer Freude ausgesprochene Lobpreisung auf den Philosophen, der das Morgenrot des wahren Tages heraufführt, der seiner Vernunft Arme und Beine liefert, der der berühmteste zeitgenössische Philosoph genannt wird, — diese Lobpreisung ist ein Symptom dafür, daß es ein folgerichtiger und darum für Friedrich zunächst befriedigender Schritt war, von der Orthodoxie zu Wolff überzugehen. Die inhaltliche Fortentwicklung der ihn beschäftigenden religiösen Fragen mußte dazu führen. Daneben fand sich in mehr formaler Hinsicht sein Wahrheits- und Klarheitssinn durch das gefesselt, was alle Welt an Wolff bestach, durch die selbstgewisse, anscheinend zwingende Art des Denkens. Als Nebenmotiv spielt auch noch herein die Sympathie für den verketzerten Denker und eine nicht geringe Gereiztheit gegen die „Pfaffen". Wolff erschien ihm pikant, weil suspekt. Was man über eine

gewisse Annäherung Friedrichs an die Kirchenlehre in jener Periode sagt, mag darin begründet sein, daß bei Wolff selbst eine Art Kompromiß vorlag. Ein Rückschlag ist's bei Friedrich nicht. Wenn man gehofft hatte, ihn unmerklich zu größerer Gläubigkeit zurückzuführen — in derselben Weise, in der sich ein Teil der Wolffianer wieder hin zur Kirche entwickelt hat, — so war das ein Irrtum. Friedrich ging über Wolff hinaus, noch bevor er ein richtiger Wolffianer geworden war. Die dem Deismus wahlverwandten Momente bei Wolff führten Friedrich innerlich zum Deismus selbst hin. Verblüffend rasch wendet er sich von dem noch soeben Gefeierten ab. Auch hier schien es ein Bruch zu sein und war nur eine neue Stufe. Das le plus célèbre philosophe de nos jours bekam jetzt ein ironisches Echo: doctissimus, sapientissimus Wolffius. Und über Wolffs „dicke, schwangere Monade" gießt Friedrich die Schale seines Spottes aus. Und wiederum war sich Friedrich selbst nicht klar über sich selbst. Er hielt die Symptome der Wandlung für deren Wesen. Freilich zeigt sich Friedrich auch späterhin noch von Wolff beeinflußt. Aber so notwendig ein Hinausgehen über Wolff in logischer Hinsicht war, ein so glänzendes Zeugnis war es für Friedrichs durchdringenden Geist, daß er sich bei dieser Station nur so kurz aufhielt und auch hier kein Genüge fand. Auch Wolffs Begriffswelt machte ihn nicht content et tranquille. Er sollte es freilich so recht von Herzen überhaupt nicht werden. Er hatte sich mit der ihm eigenen Kraft auf Wolff geworfen, ohne sich doch je völlig mit ihm zu identifizieren. Als er sich mit gleicher Kraft von ihm entfernte, täuschte ihn das Gefühl des Losreißens über die Gründlichkeit der Trennung.

Und doch war es auch hier nicht die Originalität und Konsequenz eigener Gedanken, die ihn weiterführte. Von außen trat abermals der Anstoß heran, vor allem in der Gestalt Voltaires, der ihn wie von Wolff entfernen, so zum Deismus hinführen half, nachdem er selbst den Deismus von England herüber auf den Kontinent verpflanzt hatte. Der äußeren brieflichen Annäherung folgte die innere Beeinflussung. Durch Literatur ging der Weg zur Philo-

sophie. Die Debatte über Wolff wurde die Brücke zur Aufnahme Voltaireſcher Gedanken. Friedrich fühlte ſich nicht mehr wohl in dem Klima Wolffiſcher Metaphyſik und traute dem Boden nicht mehr, den Wolff unter ſeine Füße ſtellte. So triumphierte der Deismus in Deutſchland zunächſt in der weithin ſichtbaren Perſon Friedrichs — zu einer Zeit, die in England den Anfang ſeines Endes bedeutete. Aber es war nicht mehr der reine engliſche Deismus. Er trat vielmehr an Friedrich heran in der Pointierung und antikatholiſchen Radikaliſierung Voltaires und ſollte von dem deutſchen Herrſcher ebenfalls umgebildet und mit einer kraftvollen perſönlichen Note verſehen werden. Nach dem vierfachen Pol aufkläreriſcher Religionsphiloſophie, Gott, Freiheit, Tugend und Unſterblichkeit, zittert auch die Magnetnadel ſeines Grübelns. Aber über all ſeinen Reflexionen liegt der Hauch unmittelbaren Erlebens. Das iſt der Friedrich, wie er ſich als religiöſer Denker dem allgemeinen Bewußtſein eingeprägt hat. Orthodoxie, Wolffianismus und Deismus waren Früchte an demſelben Baum. Aber die erſte, künſtlich getrieben, fiel bald ab; die zweite war ebenfalls nur von kurzer Dauer; erſt die dritte gedieh. Indem Friedrich auf Wolffs Syſtem verzichtete, verzichtete er überhaupt auf ein geſchloſſenes religionsphiloſophiſches Syſtem. Damit aber war er ſeinem eigenen Weſen wieder treu geworden. Er iſt von Haus aus Empiriker. Sein vielſeitiger, auf bodenſtändige Wirklichkeit bedachter Geiſt neigt zum Eklektizismus und Empirismus. Das ſind nun die Jahre, in denen er auf der großen Weltbühne ſteht. Leben und Philoſophie bewegen ſeinen Geiſt von zwei verſchiedenen Seiten her, und es melden ſich auch die anderen philoſophiſchen Richtungen, die er ſtudiert hatte, mit Beiträgen (Stoa, Epikur, Cicero, Lukrez, Bayle, Locke uſw.). Damit vollzieht ſich — zeitlich übrigens ſchon ſehr früh — eine Wendung zur Skepſis, und nun iſt es entſchieden, daß Friedrich niemals im Vollbeſitz reicher religiöſer Gewißheiten ſein, niemals content et tranquille werden wird, — tranquille höchſtens im Sinne der Reſignation. Darin liegt eine zweifelloſe Tragik. Die Entwicklung

des Schemas Vernunft und Offenbarung ist zu Ende. Friedrich beteiligt sich nicht an dem französischen Radikalismus, der auf der einen Seite abschwenkt, nimmt vielmehr scharf Stellung dagegen, und es ist auch tatsächlich zwischen Friedrich und jenen Franzosen ein tiefer Abstand, was diejenigen zu übersehen pflegen, welche mit einem Blick nach links Friedrich und den französischen Radikalismus umfassen zu können glauben. Das Neuland religionsphilosophischer Betrachtung aber, das deutsche Philosophen bereits zu erschließen begannen, sieht Friedrich nicht, ebensowenig als er den Aufschwung der deutschen Literatur gewahr wird. Und aus dem Philosophen von Rheinsberg ist der alternde Einsiedler von Sanssouci geworden.

4. Theoreme und Bekenntniſſe.

Im folgenden soll der Inhalt von Friedrichs Religionsphilosophie, deren Entstehung wir bisher betrachtet haben, geboten werden und Friedrich selbst möglichst mit eigenen Worten sprechen. Eine Auswahl von Zitaten ist freilich immer Ermessenssache und ein Versuch. Jedenfalls kann es sich hier aber nicht um eine erschöpfende Zitatensammlung, sondern nur um eine charakteristische, typische Auslese handeln. Nur eine Skizze mit Andeutung der kennzeichnenden Linien soll es sein! Nicht umfassende Vollständigkeit, sondern grundsätzliche Wesenhaftigkeit soll geboten werden. Die Übertragung ins Deutsche lehnt sich vielfach an bereits vorhandene Übersetzungen an. Die Reproduktion von Dubletten, Parallelstellen, Wiederholungen, wie sie so reichlich vorliegen, ist nach Möglichkeit vermieden worden. Prosatexte sind auf Kosten der poetischen bevorzugt.

---

a) Gott und Welt.

Der Metaphysik, genauer gesagt der dialektischen, spekulativen Metaphysik, der Wissenschaft von den letzten Prinzipien und der Kosmologie (im Wolffischen Stil) hat Friedrich mit Wolff zugleich den Abschied gegeben. Solche Metaphysik gilt ihm als ebenso unmöglich wie unnötig. Diese Ablehnung wird begründet durch eine Lehre von Zweifel und Irrtum und ausgeglichen durch das Gebot des praktischen Handelns und der Selbstbescheidung im Genuß des Gegebenen. Die praktische Philosophie ist ein Bedürfnis, die theoretische ein Luxus. Bereits von hier aus gehen Linien zum Toleranzgedanken.

„Die metaphysischen Untersuchungen gehen über unsern Horizont. Wir versuchen vergeblich Dinge zu erforschen, die unsere Fassungskraft übersteigen, und in dieser Welt voll Unwissenheit gilt die wahrscheinlichste Vermutung für das beste System."

An Voltaire, 8. Februar 1737.

„Wir können nicht mit Recht verlangen, daß uns die Herren Metaphysiker eine genaue Karte von ihrem Reiche liefern. Man würde in arge Verlegenheit geraten, wenn man ein Land beschreiben sollte, das man niemals gesehen, von dem man keine Kunde besitzt und das überhaupt unzugänglich ist. Darum leisten diese Herren nur das, wozu sie imstande sind. Sie tragen uns ihre Romane in der besten mathematischen Reihenfolge vor, die sie auszudenken vermochten, und ihre Gedankenentwicklungen sind gleich Spinngeweben von fast unsichtbarer Feinheit. Wenn Männer wie Descartes, Locke, Newton, Wolff die Lösung des Rätsels nicht finden konnten, so muß man glauben und darf es sogar behaupten, daß die Nachwelt in ihren Entdeckungen nicht glücklicher sein wird als wir."

An Voltaire, 19. November 1737.

„Gegen theoretische Spekulationen muß man auf der Hut sein; sie halten die Feuerprobe der Erfahrung nicht aus."

Prüfung des Versuchs über die Vorurteile.

„Ich bin mit meiner Metaphysik (d. h. der Wolffischen) so ganz zu Ende, daß es mir unmöglich wäre, mehr darüber zu sagen. Jeder bemüht sich, die verborgenen Triebfedern der Natur zu erraten; könnte es nicht sein, daß die Weltweisen sich sämtlich täuschten? Ich kenne soviele Systeme, als es Philosophen gibt. Alle diese Systeme besitzen einen Grad von Wahrscheinlichkeit; indes widersprechen sie einander alle. Die Malabaren haben die Umläufe der Himmelskörper nach dem Grundsatze berechnet, daß die Sonne sich um einen hohen Berg in ihrem Lande drehe, und sie haben richtig gerechnet.

Hiernach rühme man uns noch die erstaunliche Macht der menschlichen Vernunft und die Tiefe unserer gewaltigen Kenntnisse. Wir wissen nur weniges wirklich, aber unser Geist maßt sich an, alles umfassen zu wollen. Die Metaphysik erschien uns ehedem als ein Gebiet, das sich zu hervorragenden Entdeckungen eignet; heute stellt sie für mich nur ein unermeßliches Meer dar, das wegen zahlreicher Schiffbrüche berüchtigt ist. Die Metaphysik gleicht einem Scharlatan; sie verspricht viel, aber durch die bloße Erfahrung werden wir belehrt, daß sie nichts hält. Wenn man die Wissenschaften gründlich studiert und den menschlichen Geist betrachtet hat, neigt man naturgemäß zum Skeptizismus hin.

Wer viel erkennen will, lernt auch das Zweifeln bald."

An Voltaire, 17. Juni 1738.

„Ich diene als Freiwilliger bei der Philosophie; ich bin fest überzeugt, daß wir die Geheimnisse der Natur niemals entdecken werden, und da ich neutral zwischen den Sekten stehe, kann ich sie ohne Voreingenommenheit betrachten und mich auf ihre Kosten lustig machen."

An Voltaire, 22. März 1739.

„Unser Geist ist der Herrschaft der Sinne unterworfen, unsere Vernunft wirkt nur auf Gebiete, bei denen unsere Erfahrung uns aufklärt. Mutet man ihr abstrakte Gegenstände zu, so führt man sie in einem Labyrinth irre, dessen Ausgang sie niemals finden wird; bringt man ihr aber greifbare Gegenstände der Natur entgegen, so ist dies das Mittel Eindruck auf sie zu machen und zu überzeugen. Es gibt nur wenige große Geister, die imstande sind, den gesunden Menschenverstand zu bewahren, wenn sie sich in die Finsternisse der Metaphysik stürzen."

Über die Eigenliebe als Moralprinzip.

„Sie haben ganz recht, lieber Bruder, daß man keine großen Fortschritte in der Metaphysik machen wird; das ist eine Region, in der man müßte fliegen können, und wir haben

keine Flügel. Unser Denken ist gewiß nicht imstande, Wahrheiten zu entdecken, welche uns die Natur verbergen wollte; aber es reicht aus, um die Irrtümer und Ungereimtheiten zu bemerken, die man aus Unwissenheit an die Stelle dessen gesetzt hat, was wir nicht wissen."

An den Prinzen Heinrich von Preußen, 27. April 1764.

„Ich strebe nach Kräften, mich in die Himmelshöhen zu erheben; ich rege die Arme und glaube zu fliegen; doch wie sehr ich mich auch bemühe, ich fühle recht gut, daß mein Geist nicht stark genug ist, sich aus allen Hemmnissen loszuringen, die sich auf dieser Bahn darbieten. Es scheint, als habe der Schöpfer uns soviel Vernunft verliehen, wie wir bedürfen, um uns verständig in dieser Welt zu benehmen und für alle unsere notwendigen Erfordernisse zu sorgen, aber es scheint auch, als reiche diese Vernunft nicht zur Befriedigung jener unersättlichen Wißbegierde aus, die in uns lebt und sich häufig allzuweit ausdehnt. Die Ungereimtheiten und Widersprüche, die von allen Seiten auf einander treffen, geben der Zweifelsucht ewig neue Nahrung und bei allem Denken kommt man zu keinem festen Gedanken."

An Voltaire, 19. Februar 1738.

„Je länger man in der Welt lebt, desto klarer sieht man ein, daß die Wahrheit wenig dazu geeignet ist, das Erbteil der Menschen zu werden. Die Hüllen, welche die Natur den Dingen gibt, die engen Grenzen unseres Geistes, die Vorliebe für das Wunderbare, von der jeder Mensch seinen kleinen Teil hat, die Selbstsucht und der Betrug, die sich beide der albernsten Irrtümer bedienen, um Glauben für sich zu erwecken — mit einem Wort, alles weist uns darauf hin, daß wir in dem Reich der Einbildungen leben und abgesehen von einigen beweisbaren geometrischen Sätzen nicht imstande sind, die Wahrheit zu erreichen. Alles in allem scheint es, daß wir mehr auf die Welt gesetzt sind, um sie zu genießen als um sie zu kennen. Macht unsere Neugier einmal unsere Vernunft verwegen genug, um sich auf die Finsternisse der Metaphysik

einzulaſſen, ſo verirren wir uns in dieſer Dunkelheit, da wir keinen Stab, auf den wir uns ſtützen können, und keine Fackel haben, die uns Licht brächte."

An die Herzogin von Sachſen-Gotha, 18. Mai 1760.

„Was die Metaphyſik betrifft, ſo ſagen Sie ſehr gut: ſie iſt ein mit Wind aufgeblaſener Ballon. Wenn man ſich darauf einläßt, in dieſem Lande zu reiſen, verirrt man ſich in Tiefen und Abgründe; ich bin überzeugt, daß die Natur uns nicht geſchaffen hat, um dieſe Geheimniſſe zu enträtſeln, vielmehr um mitzuarbeiten an dem Plane, deſſen Durchführung ſie ſich vorgeſetzt hat."

An Voltaire, 13. Februar 1749.

„Die ſpekulative Philoſophie taugt nur dazu, unſere Neugierde zu nähren; diejenige, welche ſich an das praktiſche Handeln anſchließt, iſt die einzig nützliche."

An D'Argens, 18. Auguſt 1761.

„Ja, laſſen wir die erhabene Wiſſenſchaft im Himmel; arbeiten wir lieber auf Erden, die Sünde zu vertilgen! Was hilft's ſchließlich dem neugierigen Geiſt zur Hölle hinabzuſteigen und den Himmel zu erklimmen?"

Über die Schwäche des Geiſtes.

„Mir ſcheinen die Menſchen nicht geeignet abſtrakte Gegenſtände mit ihrer Vernunft zu ergründen. Gott hat ſie ſoweit ausgeſtattet, als es ihre Stellung in dieſer Welt benötigt, aber nicht in dem Maße, wie es zur Befriedigung ihrer Wißbegier erforderlich wäre. Zum Handeln iſt der Menſch geſchaffen und nicht, Betrachtungen anzuſtellen."

An Voltaire, 17. Februar 1738.

„Wenn man unter „Lücken der Weltweisheit" alle die Gegenſtände begreift, die der menſchliche Verſtand nicht hat ergründen können und an deren Löſung ſich methodiſch ge-

schulte Geister geübt haben, so wird man über diesen Stoff ein Buch liefern können, das doppelt so viele Bände enthält als die Enzyklopädie. Mich dünkt, der Mensch ist mehr zum Handeln geschaffen als zum Erkennen: der Urstoff der Dinge verbirgt sich vor unseren beharrlichsten Nachforschungen. Die Hälfte unseres Lebens bringen wir damit zu, die Irrtümer unserer Vorfahren abzulegen; aber dennoch lassen wir immer die Wahrheit auf dem Grunde ihres Brunnens, aus dem sie auch die Nachwelt mit all ihren Bemühungen nicht herausziehen wird."

An D'Alembert, 30. September 1783.

Trotz der Schärfe dieser Absage an die Metaphysik ist Friedrich fest davon überzeugt, daß es einen Gott gibt. Für Friedrich war dies eine Art axiomatischer Gewißheit, abgesehen von gelegentlichen hypothetisch geäußerten Zweifeln. Es ist angebracht, bereits hier darauf hinzuweisen, wie notwendig es ist, bei Friedrich zwischen grundsätzlichen Bekenntnissen und gelegentlichen Stimmungsausbrüchen zu unterscheiden. Daneben hat Friedrich auch über Beweise für Gottes Dasein nachgedacht und zwar vor allem im Sinne der kosmologischen und teleologischen Argumentation, sodann aber auch mit einer gewissen Wendung zum Pantheismus nach der Analogie mit einem beseelten Organismus.

„Ich erfahre, daß man dem König schlechte Eindrücke über mich verschafft und mich ihm als einen Atheisten geschildert hat. Ich bin in Verzweiflung darüber und bitte Sie, da es nichts Irrigeres auf der Welt geben kann, mir zu sagen, welches Mittels ich mich bedienen muß, um ihn von der Irrigkeit dieser Vorstellungen zu überzeugen."

An Grumbkow, 23. Oktober 1732.

„Denken Sie, bitte, nicht, daß ich meinen Skeptizismus übertreibe. Es gibt Wahrheiten, die ich für bewiesen halte und an denen meine Vernunft mir nicht zu zweifeln erlaubt;

ich glaube z. B., daß es nur einen Gott und nur einen Voltaire in der Welt gibt." An Voltaire, 22. November 1738.

„Oh, mein Freund, wer das Vorhandensein eines höheren Wesens nicht zugibt, das dieses Weltall erhält, muß seinen gesunden Menschenverstand verloren haben. Diese Fülle bewundernswerter Endzwecke, diese Fülle von Mitteln sie zu erreichen offenbaren uns mit augenscheinlicher Gewißheit das Walten einer höheren Vernunft, welche diese Endzwecke ausgedacht und die Mittel zu ihrer Verwirklichung in Anwendung gebracht hat. Man findet Vernunft bei den Menschen, folglich muß man eine höhere Vernunft voraussetzen, von der das Teilchen Geist, dessen die Menschen sich erfreuen, auf sie übergegangen ist." Zu Catt.

„Die Vernunft zeigt mir erstaunliche Beziehungen in der Natur und läßt mich so auffallende und einleuchtende Zwecke sehen, daß ich genötigt bin, anzunehmen, es stehe eine Intelligenz an der Spitze des Weltalls und erhalte den Gang der Maschine; ich stelle mir diese Intelligenz als das Prinzip des Lebens und der Bewegung vor. Ein bloß entwickeltes Chaos ist mir undenkbar; denn es hätte mehr Kunst erfordert, ein Chaos zu bilden und zu erhalten, als die Dinge so zu ordnen, wie sie sind. Eine Welt, aus nichts geschaffen, ist ein Widerspruch, folglich absurd; es bleibt also nichts übrig als die Ewigkeit der Welt, eine Idee, die mir die wahrscheinlichste scheint, da sie keinen inneren Widerspruch in sich schließt, weil, was heute ist, gestern und immer gewesen sein kann und so fort. Der Mensch ist Stoff, denkt und bewegt sich; ich sehe nicht ein, warum ein solches Prinzip des Denkens nicht in dem allgemeinen Stoff soll wohnen können. Ich nenne es nicht Geist, weil ich von einem Wesen, das keinen Raum einnimmt, also nirgends ist, keinen Begriff habe; da indes unser Denken eine Folge der Organisation unseres Körpers ist, warum sollte nicht das viel besser organisierte Weltall eine Intelligenz haben, und zwar eine, die derjenigen eines

schwachen Menschen unendlich überlegen ist? Diese mit der ewigen Welt gleich ewige Intelligenz kann nach meinen Begriffen die Natur nicht ändern, nicht das Schwere leicht, nicht das Heiße kalt machen. Ewigen, unveränderlichen Gesetzen unterworfen, kann sie bloß zusammensetzen und die Dinge nur insoweit verwenden, als deren innere Beschaffenheit es gestattet . . . . . Doch verlangen Sie eine ausführlichere Erklärung über diese mit der Materie vermählte Intelligenz, so bitte ich Sie, mir das zu erlassen. Ich sehe diese Intelligenz nur wie durch einen Nebel; es ist genug, sie zu ahnen; sie zu erkennen und zu definieren, ist dem Menschen nicht gegeben."

An D'Alembert, 18. Oktober 1770.

„Wolff scheint an die Ewigkeit der Welt zu glauben, obgleich er nicht in so klaren Ausdrücken darüber spricht, als man wünschen möchte. Das Faßlichste, was man über diesen Gegenstand sagen kann, ist nach meiner schwachen Einsicht: daß die Welt in der Zeit oder in der Aufeinanderfolge der Handlungen ewig ist, aber daß Gott, der außerhalb der Zeiten steht, vor allem anderen gewesen sein muß. Ganz sicher ist die Welt viel älter, als wir glauben. Wenn Gott sie von Ewigkeit her hat erschaffen wollen, so folgt, da Wille und Vollbringen nur eins bei ihm sind, mit Notwendigkeit daraus, daß die Welt ewig sei. Fragen Sie mich, bitte, nicht, mein Herr, was „ewig" eigentlich bedeute; denn ich gestehe Ihnen im voraus, daß, wenn ich diesen Ausdruck gebrauche, ich ein Wort ausspreche, das ich selber nicht verstehe."

An Voltaire, 8. Februar 1737.

„Eine intelligente Natur muß notwendigerweise beim Aufrechterhalten des Universums den Vorsitz führen. Die ganze Welt beweist diese Intelligenz . . . . . Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, erzeugt von der Natur; also muß die Natur selbst unendlich intelligenter sein als er . . . . Wenn der Gedanke eine Folge unserer Organisation ist, so ist sicher, daß die Natur unermeßlich besser organisiert als der Mensch,

dieser kaum bemerkbare Teil des Ganzen, die Intelligenz im höchsten Grade der Vollkommenheit besitzt. Eine blinde Natur, nur vom Gesetz der Bewegung geleitet, könnte nur Wirrwarr hervorbringen. Da sie ohne Kombinationen handeln würde, könnte sie niemals zu bestimmten Endzwecken gelangen, wie diese Meisterwerke hervorbringen, welche die Menschenweisheit sowohl im unendlich Kleinen als im unendlich Großen anstaunt. Die Zwecke, welche die Natur in ihren Werken sich vorgesetzt hat, offenbaren sich so deutlich, daß man gezwungen ist, eine beherrschende Ursache anzuerkennen, die mit überlegener Intelligenz hier leitet und zwar mit Notwendigkeit."

Über das System der Natur.

„Nun wird Spinoza kommen, den er (der Philosophieprofessor) mit leichter Mühe widerlegt . . . . . und wenn er dieses System von der Seite umfaßt, wo es die Existenz des höchstens Wesens zu leugnen scheint, so wird ihm nichts leichter sein, als es in Staub zu verwandeln, besonders wenn er die Bestimmung einer jeden Sache und das Ziel zeigt, wozu sie geschaffen ist. Alles, sogar das Wachstum eines Grashalms beweist das Dasein Gottes; und wenn der Mensch auch nur einen Grad von Verstand besitzt, den er sich nicht gegeben hat, so muß mit desto mehr Grund das Wesen, von dem er alles hat, einen unendlich tieferen und unermeßlicheren Verstand haben."

Über die deutsche Literatur.

Mit den Aussagen über Gottes Sein sind die über Gottes Wesen zum guten Teil schon gegeben. Der Gott Friedrichs ist ein Kosmosgott und hat auch etwas von einem Musterphilosophen an sich. Er hat es mit Weltregierung und Vorsehung zu tun, nicht mit Sünde, Gnade und Heiligung. Infolgedessen spielen Allmacht, Weisheit und Güte eine bedeutsame Rolle. Das berühmte Uhrengleichnis taucht auch in diesen Zusammenhängen auf. Zur Gotteserkenntnis gelangt man auf dem Wege der Kausal- und Finalbetrachtung, der Analogie und der Potenzierung. Für die Erhabenheit

Gottes hatte Friedrich ein tiefes Gefühl. Natürlich kann hier auch das Problem der Theodizee nicht ausbleiben.

„Welchen Segen müssen Sie nicht vom Himmel erwarten, wenn Sie unserem Volk die Freiheit erhalten, ihren Schöpfer durch die Vernunft, die er ihnen gegeben hat, zu erkennen und sich völlig überzeugt zu sehen, daß dieses einzige Wesen anbetungswürdig ist durch die Weisheit seiner Ratschläge, die alle niederen lebenden Wesen mit soviel Scharfsinn gebildet hat, daß er sie absoluten Notwendigkeiten unterworfen hat, daß er von Ewigkeit her angeordnet hat, was in der Welt geschehen soll und daß nichts ohne seinen Willen geschieht, der immer seinen zureichenden Grund hat in allem, was er tut. Die Philosophie Wolffs ist es, die mich in diesen ungeheuren und verschlingenden Abgrund der Tiefen Gottes führt; sie ist es, die mich den großartigen Gedanken des weisen und mächtigen Schöpfers der Welt fassen läßt; sie ist es, die zeigt, daß es keine Grenzen für seine Kräfte gibt und daß seine Weisheit sich in dem niedersten Insekt mit derselben Vollendung zeigt wie in einem der Planeten. Ist es ein Atheist, der mir beweist, daß Gott alles aus Gründen und nichts aus Laune geschaffen hat? und daß es nur von uns abhängt, den Grund zu suchen, den jede Sache hat und ohne den nichts existieren kann? Wolff gerade ist es, der mich von vielen Dingen überzeugt hat, über welche ich im unklaren war."

An Grumbkow, 24. April 1736.

„Ich bemühe mich, von Gott alles, was ich vermag, zu erkennen, wobei der Weg der Analogie mir eine wichtige Unterstützung gewährt. Ich finde zunächst, daß ein Schöpfer weise und mächtig sein muß. Vermöge der Weisheit hat er in seinem unendlichen Verstande den Weltenplan gewollt und vermöge der Allmacht hat er ihn ausgeführt. Hieraus folgt notwendig, daß der Urheber dieses Universums bei dessen Erschaffung einen Endzweck gehabt haben müsse. Wenn er aber einen Zweck im Auge hatte, so müssen alle Ereignisse darauf hin-

zielen. Wenn nun alle Ereignisse darauf hinzielen, dann müssen alle Menschen gemäß der Absicht des Schöpfers handeln und können sich zu allem, was sie tun, nicht anders entschließen, als es seinen unabänderlichen Ratschlüssen entspricht, denen sie gehorchen, ohne sie zu kennen; sonst wäre Gott ein müßiger Zuschauer in der Natur, die Welt würde nach der Laune der Menschen regiert werden, und derjenige, dessen Macht das All gebildet, wäre unnötig, seitdem schwache Sterbliche es bevölkerten. Ich gestehe Ihnen, daß ich, da man hier nur zu wählen hat, ob man den Schöpfer oder das Geschöpf zu einem passiven Wesen machen wolle, mich zugunsten Gottes entscheide. Es ist natürlicher, daß Gott alles vollbringt und der Mensch das Werkzeug seines Willens sei, als sich einen Gott vorzustellen, der eine Welt erschafft, der sie mit Menschen bevölkert, um dann untätig zu bleiben und seinen Willen und seine Macht der Grillenhaftigkeit des menschlichen Geistes zu unterwerfen. Ich stelle mir einen Amerikaner oder irgend einen Wilden vor, der zum ersten Male eine Uhr sieht; er wird glauben, der Zeiger, der die Stunden angibt, besitze die freie Möglichkeit, sich von selber zu drehen, und wird keine verborgenen Triebfedern vermuten, viel weniger noch wird er ahnen, daß der Uhrmacher den Zeiger absichtlich zur genauen Ausführung der ihm vorgeschriebenen Bewegung angebracht habe. Gott ist solch ein Uhrmacher. Die Getriebe, aus denen er uns zusammengesetzt hat, sind unvergleichlich feiner, zarter und mannigfaltiger als die Federn der Uhr. Der Mensch ist vieler Dinge fähig, und da das Kunstwerk verborgener in uns liegt und man die Grundkraft, die uns treibt, nicht sehen kann, halten wir uns an das Sinnenfälligste; doch der Meister, der alle diese Federn spielen läßt, entgeht unseren blöden Augen. Darum aber hatte er nicht weniger die Absicht, uns genau zu dem, was wir sind, zu bestimmen, und hat nicht minder gewollt, daß alle unsere Handlungen sich auf ein Ganzes bezögen, welches die Stütze der Gemeinschaft und das Heil des Menschengeschlechtes bildet . . . . . Ich gestehe, man muß, falls ich mich so ausdrücken darf, alles zusammenhäufen, was es Edles, Erhabenes

und Majestätisches gibt, um, wenn auch nur sehr unvollkommen, zu begreifen, was dieses schöpferische Wesen, dieses ewige Wesen, dieses allmächtige Wesen usw. sei. Ich ziehe es indessen vor, mich in seine Unermeßlichkeit zu versenken, als auf die Kenntnis von ihm und auf jeden Verstandesbegriff, den ich mir über dieses Wesen bilden kann, zu verzichten."

An Voltaire, 26. Dezember 1737.

„Notwendigerweise müssen Weisheit, Voraussicht und Vorherwissen Eigenschaften Gottes sein, wodurch zur Genüge bewiesen wird, daß Gott die Wirkungen schon in ihren Ursachen sieht und daß sein Wille vermöge der göttlichen Allmacht mit allem, was er vorher weiß, übereinstimmt. Beachten Sie beiläufig, daß hierdurch der Begriff des Zufälligen (cf. dagegen unten!) in der Zukunft umgestoßen wird; denn in Anbetracht der Allmacht Gottes, der alles will, was er kann, und alles kann, was er will, ist es unmöglich, daß für das Zukünftige irgend eine Ungewißheit bestehe."

An Voltaire, 17. Februar 1738.

„Es ist sehr verwegen, Dinge beweisen zu wollen, die man nicht kennt, und noch unendlich viel verwegener, der göttlichen Allmacht Grenzen setzen zu wollen . . . . . Mein Begriff von Gott ist der eines allmächtigen, allgütigen, unendlichen und im höchsten Grade vernunftbegabten Wesens. Ich behaupte, daß dieser Gott in allem durch die erhabensten Gründe geleitet werde und daß er stets nur das Vernünftigste und Konsequenteste tue. Das stößt in keiner Weise die Freiheit Gottes um; denn da Gott die Vernunft selber ist, so bedeutet der Ausspruch: er entschließe sich durch die Vernunft, ebensoviel als: er entscheide sich nach seinem Willen, was in diesem Sinne eigentlich nur ein Wortspiel ist. Zudem kann Gott seine eigenen Handlungen voraussehen, da sie bis in alle Unendlichkeit sich nach der Vortrefflichkeit seiner Attribute richten. Seine Handlungen tragen stets den Stempel der Vollkommenheit . . . . . Mein Gedankengang läuft darauf hinaus, daß

Gott, da er die Vortrefflichkeit selber ist, nur ganz Vortreffliches vollbringen könne, und das bezeugen die Werke der Natur; davon ist uns die Gesamtheit der Menschen im allgemeinen ein Zeugnis . . . . . Man muß sich indessen hüten, über die Welt nach einzelnen Teilen zu urteilen; diese bilden Glieder eines Ganzen, zu dessen Vollständigkeit sie nötig sind. Wenn man behauptet, weil es einige Übeltäter gibt, habe Gott alles übel getan, so heißt dies, die Totalität aus dem Auge verlieren, einen Punkt in einem Miniaturwerke betrachten und den Gesamteindruck nicht auffassen. Verlassen wir uns darauf, daß alles, was wir in der Natur wahrnehmen, die Absichten des Schöpfers unterstützt. Wenn unsere Maulwurfsaugen diese Absichten nicht durchschauen, so liegt dieser Mangel in unseren Sehnerven, aber nicht in dem Gegenstand, den wir betrachten."

An Voltaire, 19. April 1738.

„Mir scheint es für Menschen unmöglich, daß sie, ohne Armseligkeiten auszusprechen, über die Eigenschaften und Handlungen des Schöpfers vernünfteln. Ich habe von Gott keine Vorstellung als die eines allgütigen Wesens."

An Voltaire, 18. Mai 1740.

„Wollte man bei der Berechnung der Leiden, die wir zu erdulden haben, nur nicht immer das Gute ganz außer acht lassen, so würden wir finden, daß wir keineswegs so unglücklich sind. Ein großer Teil unserer Übel besteht nur in der überreichen Fruchtbarkeit unserer Phantasie, mit etwas Milzsucht untermischt."

An Voltaire, 17. Juni 1738.

„Ich bin fest überzeugt, daß das höchste Wesen der Urheber alles Guten ist, aber nicht der des Bösen sein kann. Das würde einen philosophischen Widerspruch und eine abscheuliche Blasphemie gegen den Urheber alles Guten bedeuten. Aber ohne uns so hoch zu erheben, finden wir dieses unvermeidliche Verhängnis in dem Spiel von Nebenursachen, in

der Erregung einer Menge von Geistern, die sich in ihren Absichten entgegenarbeiten, in der Gestaltung unseres Inneren, die uns so verschieden macht, in unseren Leidenschaften, die uns beständig bewegen und quälen. Das sind die Ursachen, liebe Schwester, welche die Menschen unglücklich machen."

An seine Schwester Ulrike, 20. Mai 1771.

„Verteidigung der Güte Gottes":

„Du, dessen Weisheit den Gedanken
Des Weltbaus wunderbar gedacht,
Du, dessen Allmacht ohne Schranken
Ihn aus dem Nichts ans Licht gebracht,
Erhabner Schöpfer aller Dinge,
Gestatte, daß dein Lob ich singe,
Von reiner Andacht Glut durchwallt,
Daß deine Huld und Güt' ich preise
Und meine fromme Dankesweise
Empor bis in den Himmel schallt.
Du bist es, Gnädiger ohn' Ende,
Deß ew'gem Ratschluß es gefällt,
Zu reichen mir des Lebens Spende,
Der mich gerufen in die Welt!
Du bist's allein, der mein Gesichte
Zuerst erschloß dem holden Lichte,
Ohn' dich läg' ich in ew'ger Nacht,
Wär' ohne Körper, ohne Stätte,
Ein blödes Nichts, und nimmer hätte
Die Liebe mich hervorgebracht.
Die Gabe, die zumeist beglücket,
Die denkende Vernunft erhebt
Den Geist mir, daß der Welt entrücket
Vom Staub er auf gen Himmel schwebt.
In dem geringsten deiner Werke
Erkenn' ich eines Gottes Stärke,
Des weisen Schöpfers Ebenbild.
Der Wurm am Boden kann mich lehren

Andächtiger die Gottheit ehren,
Als wenn ihr Zorn im Donner schilt.
Der Schöpfung Meisterwerk, das allen,
Was nötig, zu Gebote stellt,
Die Güter, die wir nach Gefallen
Genießen dürfen in der Welt,
Die Freuden, die dem Erdenleben
Huldreich in Fülle du gegeben, —
All das ist unser jeden Tag;
Und deiner Weisheit reicher Segen
Trägt unaufhörlich mir entgegen,
Was nur das Herz sich wünschen mag.
Seht, wie dem Überflusse heiter
Entsproß der Künste holde Welt;
Die Wissenschaft ist ihr als Leiter
Und Bannerträger zugesellt!
Ein Zauberschloß wird aufgerichtet;
Hier seh' ich, wie der Pinsel dichtet
Und Fremdes vor die Seele rückt,
Dort Poesie, Musik die Hände
Sich reichen zu der Himmelsspende,
Die alle Sinne mir entzückt!
O Gott, wer mag in Worte fassen
Und nennen deiner Gaben Zahl?
Der Ärmste selbst ist zugelassen
Zu deinem reichen Freudenmahl.
Und wenn der Tod, der Allverschlinger,
Zur Sichel greift mit kaltem Finger
Und unsrer Tage Glück bedroht,
So wird, wie sehr er grausam wüte,
Doch deine väterliche Güte
Ein Ende setzen aller Not.
Ja, wie ein Tongebild zerbrechlich
In seines Sinnenleibs Gewand,
Ist von Natur der Mensch zu schwächlich
Der Zeit zu leisten Widerstand.
Ob er der Jugend Feuer fühlet,

Ob Alter ihm die Adern kühlet,
Er findet, was ihn straucheln macht.
Wie leichte Raucheswolken wallen
Die Tage flüchtig hin und fallen
Verschwebend in des Grabes Nacht!
Wie? Wenn der Seele matte Schwinge
Dem Los des Leibes würde gleich?
Wenn die erschöpfte schlafen ginge
Mit ihm ins dunkle Totenreich?
Auch dann, o Herr, ist niemals deiner
Maßlosen Güte Reichtum kleiner!
Just wenn mich deine Hand zerbricht,
Muß ich als gnädig sie erkennen;
Denn Nichtsein ist nicht Leid zu nennen;
Wer nicht mehr ist, der leidet nicht.
Doch wenn die Seele nicht getroffen
Vom Schnitt der Parze weiter schwebt,
Wenn sie befreit von ird'schen Stoffen
Des Grabes Schrecken überlebt,
So wartet meiner Glück in Fülle:
Die Gottheit schau' ich ohne Hülle
Und jede Freude tränenlos;
Die Gnade nimmt, was sie gegeben,
Der schwachen Seele Einzelleben
Zurück in ihren ew'gen Schoß.
Schon seh' ich weit den Himmel offen,
Seh' ihn, der soviel Gutes gab;
Die Hölle weicht! Das Herz will hoffen;
Da fallen alle Schleier ab!
Es fühlt erleichtert sich nach oben
Zum ew'gen Licht emporgehoben;
Gott ist die Güte wesentlich!
Er liebt, die ihm gefiel zu zeugen,
Und wahrhaft reine Seelen beugen
Vor ihm stets ohne Murren sich!
Mag Pfaffenweisheit finstren Mutes
— Unduldsam, lieblos ist die Art —

Voll falschen Eifers, heißen Blutes
Ausmalen, Gott sei streng und hart,
Mag leihen sie die Farben alle
Des Grimms, den ausgespritzt die Galle
Beschränkter Geister zornentfacht,
Dies Gift, unreinem Mund entsprungen,
Die Lästerung der frevlen Zungen
Beweist nur ihres Herzens Nacht!"

„Unde, ubi, quo?"

„Wo komm' ich her? Wo bin ich? Wohin geh' ich? —
Ich weiß nicht! — Montaigne sagt: „Ich? Nichts versteh ich!"
Und klar wohl ist's, daß jeder weise Mann
Bescheiden nur dasselbe sagen kann.
Woher im Grund auch wär' zu mehr ich fähig,
Ich in die Welt geworfen gestern kaum
Und alles eh'r als ein notwendig Wesen?
Ein solches existiert und ist im Raum,
Ob Geist es oder Stoff, von je gewesen.
Das ist ein Satz, dem niemand widerspricht.
Und ich ein Wesen, dem soviel gebricht,
Das eins nur weiß: stets wundern sich zu müssen;
Ich fühle doch, ich will, ich denk' in Schlüssen,
Und wenn ich handle, handl' ich mit Bedacht.
Wollt ihr da wohl, daß jenes Wesens Macht,
Das alle Welt und mich auch rief ins Leben,
Sei ziellos, willenlos, daß nicht es denkt,
Und während es mir den Verstand gegeben,
Nicht selbst besitzt, was selbst es doch geschenkt?
Ihr wendet ein: Was bringen dann auf Erden
Die Pest, der Krieg und Übel ohne Zahl,
Durst, Hunger, Gliedergicht, des Steins Beschwerden
Dem menschlichen Geschlecht so bittre Qual?
Des Hagelwetters Wut, der Blitze Zücken,
Erdbeben, das Entsetzen wirft ins Land,
Gift, Wirbelwinde, der Vulkane Brand,

All dieſe Geißeln auf des Erdballs Rücken
Sind Gaben ſie aus eines Vaters Hand? —
Anſtatt des Himmels Weisheit anzuklagen,
Ermiß, wie ſchwach dein Geiſt iſt, mit Verzagen,
Du ſtolzer Menſch, aufrühreriſch Atom!
Vielleicht zog der Allmächt'ge dieſe Schranken
Um einzudämmen deiner Neugier Strom,
Um klein zu machen durch die Dunkelheit
Den Übermut der menſchlichen Gedanken,
Die einen Strahl doch nur des Lichtes tranken,
Wie ihn die Wahrheit gibt von Zeit zu Zeit.
Eins fehlt noch immer dir zur Seligkeit:
Daß deinem ſchwachen Blick er nicht vertraute
Den ganzen Plan, nach dem die Welt er baute!
Gott hätte, nur daß du ihm Lob gezollt,
Enthüllen ſein Geheimnis dir geſollt! —
Woher das Übel kommt? Ach, ſeine Quelle
Verbirgt ſich mir, je mehr ich Fragen ſtelle! —
Was folgt daraus? Doch nur, daß mein Verſtand
In ſeinem kleinen Kreis iſt feſtgebannt.
Die Meinung, daß der tote Stoff dem Leben
Des Weltenalls den erſten Trieb gegeben,
Scheint mir ein Widerſpruch und hirnverbrannt.
Unſinn und ein Problem, das nie wird klar ſein,
Zwei Klippen ſind's, davor ich geſtellt bin!
Es gilt die Wahl! Abſurdes kann nicht wahr ſein;
So wend' ich mich zum Unerklärten hin
Und laß euch gern dafür den Widerſinn!"

„An meine Schweſter von Bayreuth."

„Ich bin am Ziele bald, und Gift gewahrt mein Blick!
Ein Netz von Qualen hat gewebt mir das Geſchick!
Die Gegenwart voll Graus, was kommt, voll Unbeſtand,
Wer ſagt mir da, mich ſchuf ein Gott mit güt'ger Hand?
Oh, wenn er gütig wär' für ſein Geſchöpf hienieden,
Er hätt' ein gleiches Los, ein ſanftes, uns beſchieden!

Verbreitet Märchen nur, geheiligte, und lehrt
Gebilde langen Wahns, Herolde hochgeehrt!
Erfüllt mit Furcht den Geist und führt ihn in die Irre,
Daß er im Labyrinth noch dunkler sich verwirre, —
Der Zauber ist vorbei, der holde Schleier fiel:
Ich sehe, jeder Mensch ist des Geschickes Spiel!
Und gibt's ein Wesen doch, ein finster-liebeleeres,
Das wachsen läßt die Zahl des armen Menschenheeres,
So schaut es teilnahmslos auf diese Welt herab,
Die Ketten Sokrates, Tyrannen Kronen gab,
Auf gut' und böse Tat, auf Krieg und Wundenschlagen
Und all das Herzeleid, in dem die Menschen zagen!
Mein einz'ger Zufluchtsort in dieses Lebens Not,
Mein letzter Ankerplatz, o Schwester, ist der Tod!" —

„Versenkt vom Schicksal in der Leiden Abgrund seh',
Das Auge tränenschwer, das Herz zernagt von Weh,
Gedanken ich voll Graus, die völlig zu verbannen
Ich tausendmal versucht, aufs neu' mich übermannen.
Man sagt uns, jener Gott, den wir verehren, wär'
Mild, sanft, gerecht, Mylord — doch leiden wir so schwer;
Wie nur sein väterlich Gefühl in Einklang bringen
Mit all des Elends Last, womit die Menschen ringen?
. . . . . .

Kann diesen Gott doch nicht des Opfers Wert bewegen
Noch Weihrauchdüfte — nein, taub ist sein Ohr ja gegen
Der Menschen Flehen, die sein Urteil niederstreckt."

An Marischal, Dezember 1758.

Es mögen hier noch einige ausdrückliche Bekenntnisse Friedrichs über seine eigene Frömmigkeit folgen!

„Es genügt mir, daß ich von der Unsterblichkeit meiner Seele überzeugt bin, daß ich an Gott glaube und an den, welchen er gesandt hat, die Welt aufzuklären und zu erlösen,

daß ich mich tugendhaft zu machen bestrebe, soviel als ich durch meine Kräfte wirken kann, daß ich die Dienste der Anbetung verrichte, welche das Geschöpf seinem Schöpfer schuldet, und die Pflichten erfülle, die ich als guter Bürger gegen meinesgleichen, die Menschen, habe. Dann kann ich sicher sein, daß die Zukunft mir nicht verderblich sein wird; nicht, als ob ich glaubte, den Himmel durch meine guten Werke zu verdienen, was widersinnig und der Gipfel der Lächerlichkeit sein würde, sondern in meiner festen Überzeugung, daß Gott ein Geschöpf nicht ewig unglücklich machen kann, das ihn mit all der Erkenntlichkeit liebt, welche die Wohltat, von Gott geschaffen zu sein, verdient."

An Manteuffel, 18. April 1736.

„Ich kenne Gott durch das Licht der Vernunft, sein Gesetz ist in mein Herz gegraben: es ist das der Natur, das einzig wahre und das allein seine Reinheit bewahrt hat; es ist das, welches mich meine Pflichten lehrt. Damit verbinde ich die christliche Moral, und das genügt mir. Wenn ich Kummer habe, den ich mir selbst zuzog, lerne ich dadurch weise sein; wenn ich einen habe, der mir ohne meine Schuld kommt, nehme ich ihn hin als vom Willen des höchstens Wesens kommend, das unser Geschick regelt und das diese Widerwärtigkeiten mit der Rolle, die ich spiele, verbunden hat; den Tod aber fürchte ich nicht; denn ich weiß, daß mein Schöpfer ein Geschöpf, das er liebt und das ihn mit der Verehrung, die ich für ihn hege, anbetet, nicht in den Abgrund stoßen wird . . . . . Es handelt sich darum, die Pflichten des seinem Schöpfer dankbaren Geschöpfes und des guten Bürgers gegen seinesgleichen auszuüben. Da haben Sie meinen ganzen Moralkursus, und ich bin völlig überzeugt, daß ich mit diesem Glauben mein Heil erreichen werde."

An Grumbkow, 28. April 1736.

„Wenn in diesen politischen Erwägungen eine der beiden Parteien irrt, so bleibt es ihr überlassen ein andermal besser zu erwägen und die Fehler, indem sie sie bemerkt, abzulegen; aber wenn man sich in den Artikeln der Religion auch nur

um Haaresbreite täuscht, dann werden unsere Trugschlüsse durch ewige Flammen bestraft, und die Mangelhaftigkeit des geringsten Beweises kostet uns die Qualen ohne Ende, welche die Verdammten leiden. Daraus ziehe ich die Folgerung, man müsse, um recht klug zu sein, alle Punkte seiner Religion auf die exakteste Weise abwägen, sich durch den Zweifel leiten lassen, um dem Irrtum, den Vorurteilen auszuweichen und um den Weg der Wahrheit zu finden, und dann nachdem man gewählt, was uns am richtigsten und am meisten mit gesunder Vernunft übereinstimmend erscheint, müsse man es eben glauben und sich auf das Erbarmen des Schöpfers verlassen."

An Grumbkow, 10. November 1735.

„Begnügen wir uns, in der Stille anzubeten und die Regungen unseres Herzens auf das Gefühl einer tiefen Dankbarkeit gegen das Wesen der Wesen zu beschränken, in welchem und durch welches alle Wesen sind." Über die Eigenliebe.

Einen besonders breiten Raum nehmen die Reflexionen Friedrichs über den Vorsehungsglauben ein. Vielleicht mit keinem anderen Glaubensgegenstand hat er innerlich so gerungen. Hier ganz besonders hören wir aus seinen Theoremen und Bekenntnissen die Herzenstöne heraus. Zahllos sind die Variationen, in denen er bei den allerverschiedensten Gelegenheiten, in Briefen und geschichtlichen Darstellungen, in Poesie und Prosa, in unerwarteten Nebenbemerkungen immer wieder auf dieses eine Problem zurückkommt. Während er in jungen Jahren, vor allem anläßlich der Erkrankung seines königlichen Vaters, noch Bekenntnisse unmittelbaren Gottvertrauens ausspricht, wird seine Stellung später, vor allem infolge der Kriegserfahrungen, kälter und düsterer. Sein Vorsehungsglaube fließt in die aufklärerische Frage nach dem Sinn der Welt über. Zugleich unterscheidet er sich aber von seinen Zeitgenossen, denen der Vorsehungsglaube eine rosige Stimmung über das ganze Leben ausgoß. Christliche Töne, eine Zeitlang noch zu finden, verstummen.

Der Prädeſtinationsgedanke, der Friedrich ſchon ſo früh beſchäftigt hatte, wirkt ſich als philoſophiſches Gebilde aus. Stoiſche Neigungen treten auf, und Friedrichs Denken nimmt einen fataliſtiſchen Zug an. Der Gott der Vorſehung rückt ihm in immer weitere Ferne — ein deus absconditus. Friedrich erhebt ſich zu einem Standpunkt, von dem aus ihm das Gewimmel der Einzeldinge und -ereigniſſe als ein belangloſes Atomgetriebe im Univerſum erſcheint. Die Mittelurſachen gewinnen für ihn an Gewicht, und die Antitheſe von Kosmos und Atom, Gattung und Individuum verſchärft ſich. Eine beſondere Zufallslehre wird ausgebildet, und im Rahmen dieſer Vorſehungsidee findet auch der Selbſtmordgedanke Platz. Indeſſen hat aber auch neben anderem das zweimal erfahrene „Mirakel des Hauſes Brandenburg“ auf ihn den allertiefſten Eindruck gemacht.

„Folgen wir immer unſerer Beſtimmung; denn niemand kann die Beſchlüſſe ändern, welche Gott von aller Ewigkeit her in ſeiner Weisheit und Allwiſſenheit erwogen hat. Sich ihm entgegenſtellen zu wollen, hieße ſich lächerlich machen und gegen den Strom ſchwimmen.“

An Grumbkow, 5. Februar 1732.

„Der liebe Gott, der alles in der Welt regiert und der die Grundurſache aller Ereigniſſe iſt, die geſchehen, wird nach ſeiner Weisheit und nach ſeinem heiligen Willensentſchluß darüber entſcheiden; ich unterwerfe mich ihm völlig. Von ihm allein kann man die Geneſung des Königs erwarten.“

An Wilhelmine von Bayreuth, 2. September 1734.

„Es werden ja ſo vieler Leute inbrünſtige Gebete und Wünſche bei unſerem Herrgott etwas ausrichten.“

An den König, 30. November 1734.

„Der Himmel ſcheint den König beſtimmt zu haben, um alle Vorbereitungen zu treffen, welche Weisheit und Klug-

heit vor Beginn eines Krieges erfordern. Wer weiß, ob die Vorsehung nicht für mich die Aufgabe bestimmt hat, rühmlichen Gebrauch von diesen Vorbereitungen zu machen."

An Grumbkow, 1. November 1737.

„Hätte man denken können, lieber Voltaire, daß ein Pflegling der Musen (Friedrich selbst) dazu bestimmt war, in Gemeinschaft mit einem Dutzend gravitätischer Narren, die man Staatsmänner nennt, das große Rad der europäischen Begebenheiten in Schwung zu setzen? Und trotzdem ist die Tatsache unbestreitbar, wenn auch nicht sehr ehrenvoll für die Vorsehung."

An Voltaire, 3. Februar 1742.

„Man muß der Zeit die Sorge überlassen, diesen Knoten zu entwirren, und der Vorsehung, wenn es eine gibt, über den Ausgang zu entscheiden. . . . Verrichten Sie einige Gebete für die Hilfe meines glücklichen Sterns."

An Podewils, 19. April 1745.

„Ich habe meinerseits getan, was menschenmöglich ist und von mir abhängt; den Rest der Ereignisse überlasse ich der Vorsehung."

An Podewils, 17. Oktober 1745.

„Da die Dinge einmal zum äußersten gediehen sind, muß man hoffen, daß, wenn die Vorsehung sich herabläßt sich in die menschlichen Jämmerlichkeiten zu mischen, sie nicht dulden wird, daß der Hochmut, der Übermut und die Bosheit meiner Feinde über meine gerechte Sache den Sieg davontragen."

An Wilhelmine von Bayreuth, 30. November 1756.

„Sie haben nichts für mich zu fürchten, meine liebe Schwester. Die Menschen sind immer in der Hand des sogenannten Schicksals. Vielen Menschen begegnen Unglücksfälle auf einem Spaziergange, in ihrem Zimmer, in ihrem

Bett, während andere den Gefahren des Krieges entgehen ... Es wird also von alledem kommen, was Gott gefällt."

An Wilhelmine von Bayreuth, 1. Juli 1757.

„Die Ereignisse stehen über uns, und es ist verbrecherisch, als Philosoph gegen die Gesetze der Natur und als Christ gegen die Vorsehung zu murren."

An Darget, 10. November 1749.

„Was die Vorsehung betrifft, so ist eben im Krieg Gott auf seiten der großen Schwadronen, und die stehen zurzeit leider im feindlichen Lager."

An die Herzogin von Sachsen-Gotha.

„Ich erblicke in meiner Erhaltung und der meines Heeres den Finger einer Vorsehung."

Nach Kunersdorf.

„Wenn es eine Vorsehung gibt, wie es in der Tat der Fall zu sein scheint, so finden sich sehr viele Schwierigkeiten und Widersprüche."

Zu Catt.

„Tritt nach meinem Tode eine Veränderung der allgemeinen politischen Lage ein, so wird das Schicksal ebenso über meinen Staat entscheiden, wie es über alle anderen Staaten seit Anbeginn der Geschichte entschieden hat."

An Le Chambrier, 8. Februar 1746.

„Glauben Sie mir, daß ich völlig davon überzeugt bin, daß, wie es vor meiner Existenz sehr gut mit der Welt gegangen ist, es ebenso weitergehen wird, wenn ich wieder in die Elemente aufgelöst bin, aus denen ich zusammengesetzt war. Was ist ein Mensch, ein Einzelwesen, wenn man ihn mit der Menge von Wesen vergleicht, die den Erdball bevölkern?"

An Voltaire, 29. März 1774.

„Pläne, Sorgen und Verlegenheiten — das ist der Inhalt menschlicher Größe. Hat man manchmal in diese laterna magica gesehen, so hat man völlig genug davon. . . . Aber jeder Mechanismus dient einem bestimmten Zwecke. Die Uhr zeigt die Zeit an, der Bratspieß soll braten und die Mühlsteine müssen sich drehen: so will ich mich denn auch herumdrehen, wenn das nun einmal mein Schicksal ist."

An Marischal, 31. März 1754.

„Geschichte schreiben heißt die Torheiten der Menschen und die Spiele des Zufalls zusammenstellen. Alles läuft auf diese beiden Dinge hinaus, und so geht die Welt seit Ewigkeit. Wir sind eine arme Gattung von Wesen, die sich viel Unruhe macht während der kurzen Zeit, die sie hier auf diesem kleinen Atom von Kot vegetiert, welches man die Welt nennt. Wer seine Tage in Ruhe und Frieden hinbringt, bis seine Maschine auseinandergeht, ist vielleicht vernünftiger als diejenigen, welche durch so viele gewundene und mit Dornen bedeckte Umwege hindurch ins Grab steigen. Trotzdem bin ich gezwungen, mich zu drehen wie das Rad einer Mühle, welches Wasser treibt; denn man wird von seinem Schicksal gezwungen, und man ist nicht Herr darüber, zu tun oder zu lassen, was man will."

An Marischal, 7. April 1764.

„Wir müssen das sein, wozu die Geburt, die darüber entscheidet, uns bei unserem Eintritt in die Welt gemacht hat."

An Wilhelmine von Bayreuth, 13. Juli 1757.

„Die allgemeinen und ewigen Gesetze, welche die Welt regieren, berechtigen uns sicher zu der Annahme, daß es ebenso speziellere gebe und daß das, was man den Zufall (cf. dagegen unten) nennt, bei unseren Erlebnissen nicht beteiligt sei. Es ist unleugbar, daß die Menschen nach Plänen handeln, die sie entwerfen, ohne zu wissen, wohin das Spiel der abgeleiteten Ursachen sie führen wird. So sind wir bei Licht betrachtet nur Marionetten, welche von göttlichen Händen be-

wegt werden; und diese lenken unsere Entschlüsse und Handlungen auf ein Ziel, das wir nicht kennen, das aber notwendig durch die allgemeine Verkettung der Ursachen in der Welt bedingt ist. Ich, der ich nur eine der kleinsten von diesen Marionetten bin, vertraue mich meinerseits dem allmächtigen Arm an, der mich führt, und überlasse mich meinem Schicksal."

An die Kurfürstin von Sachsen, 1778.

„Unser Geschick ist eine Folge der allgemeinen Verkettung von Ursachen."

Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

„Ich mache eine Schule der Geduld durch, eine harte, lange, grausame, ja sogar barbarische. Ich habe mich meinem Schicksal nicht entziehen können. . . . Ich rette mich daraus, indem ich das Weltall im Großen betrachte wie von einem entfernten Planeten aus; dann erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich soviel Aufregung machen wegen einer so geringen Sache."

An D'Argens, 18. Januar 1762.

„Was geht es das Weltall an, ob Deutschland unter fünfzig Fürsten geteilt ist oder ob es unter einem Tyrannen seufzt? Diese Dinge sind wichtig für uns entsprechend unseren kleinen Interessen; sie sind gleichgültig für die Masse des Weltalls. Die Planeten werden sich ebenso um die Sonne drehen und wir mit ihnen, ob wir Sklaven oder Freie sind. Wir sehen ferner in der Geschichte, daß ein beständiger Wechsel die Geschicke der Staaten verändert: die einen erheben sich, die anderen sinken; dieses ununterbrochene Spiel zeigt uns dieselbe Szene mit verschiedenen handelnden Personen. Ich bin überzeugt, daß die Ameisen in Ihrem Garten zu Rheinsberg sich oft bekriegen, lieber Bruder, wegen eines Hirsekornes, ohne daß Sie von ihren berühmten Kämpfen irgend eine Wahrnehmung haben. Wir sind solche Ameisen

und bilden uns ein, das Weltall müßte die Augen auf uns gerichtet haben."

An den Prinzen Heinrich von Preußen, 13. Dezbr. 1781.

„Glauben Sie wirklich, Herr, Hand aufs Herz, daß sich der Himmel mit den Zänkereien, Wortwechseln und blutigen Händeln befaßt, die wir Straßenjungen unter uns ausmachen? Glauben Sie, daß ich, wenn ich in meinem Garten zu Sanssouci lustwandle und ein Ameisengewimmel zertrete, auch nur den leisesten Gedanken habe, daß mein Weg just über winzige Geschöpfe geht, die sich tummeln und die sich abplacken? Wäre es nicht lächerlich von diesen Tierchen — ihre Begabung mit Gedanken vorausgesetzt —, wenn sie denken wollten, ich wüßte, daß sie da sind, und müßte auf ihr Dasein Rücksicht nehmen? Nein, mein Freund, machen Sie sich von dieser Eigenliebe frei, die Sie nur täuscht, wenn ihr zufolge der Himmel weiter nichts zu tun haben soll als sich beständig um Ihr Wohlergehen zu kümmern. Prägen Sie sich vielmehr die Überzeugung ein, daß sich die Natur um die Einzelwesen keine Sorge macht, wohl aber um die ganze Gattung: sie, die Gattung, darf nicht untergehen."

Zu Catt.

„Es ist für die Menschen leichter Böses als Gutes zu tun; eine verhängnisvolle Verkettung der Umstände reißt uns wider Willen fort und spielt mit unseren Plänen wie ein heftiger Wind mit dem flüchtigen Sande."

An Voltaire, 29. Februar 1773.

„Die Wirkungen sind immer die Sklaven der Ursachen; so erhält der Mensch bei der Geburt die Leidenschaften als Tyrannen seines Herzens und seiner Handlungen. Wir sind allzumal gekennzeichnet durch bestimmte Charaktere, die notwendige Wirkungen haben; Gott schuf diese Leidenschaften, und eine verborgene Hand teilte sie in unerklärter Ordnung überallhin aus."

An Maupertuis.

„Es gibt da droben etwas, das unserer Weisheit spottet. Alles, was wahrscheinlich erscheint, ist oft das am wenigsten Wahre."

An D'Argens, 18. August 1761.

„Das Leben ist ein Traum":
„Nein, nichts steht fest auf dieser Welt;
Der stärksten Staaten Bau zerschellt;
Des Wechsels Spielball sind wir alle.
Schwachheit und Vorurteil vereint,
Sie blenden uns! Erkennt beizeiten,
Daß alles, was so groß uns scheint,
Ein Berg nur ist von Kleinigkeiten!
Schwingt euch empor zum Himmelsdom:
Seht Peking an, Paris und Rom
Von solchen Höh'n, den ewig reinen!
Dort ist gering, was groß hier prunkt,
Der Erdball selbst nichts als ein Punkt —
Ach, wie wird erst der Mensch erscheinen?
Die Zeit, die war, strömt in die Zeit,
Die kommt; und wir dazwischen treiben
Dem Abgrund zu der Ewigkeit
Und wähnen, daß wir können bleiben!
Nutzlos beschäftigt immerdar,
Und doch, wie Tantalus es war,
Gereizt zu ewig neuem Streben,
Verführt von Träumen holden Lichts,
Verloren endlich in das Nichts —
Das ist der Mensch, das ist sein Leben!"

Was Friedrichs Stoizismus betrifft, so verweisen wir zunächst auf folgende, im Jugendüberschwang gesprochene Selbstprophezeiung.

„Sie sagen, daß Weltgewandtheit und Erfahrung Sie gelehrt hat, unerwartete Ereignisse ruhig anzusehen; nun gut, um eine lange Weltgewandtheit und eine vollendete

Erfahrung zu besitzen, muß man bejahrt sein, und gerade dafür bin ich Gott sehr dankbar, daß ich mich noch nicht so nahe an meinem letzten Ziele sehe, um fürchten zu müssen, meine Tage in diesem unglücklichen Zeitalter zu beschließen. Ich verspreche Ihnen, mein Herr, daß ich, wenn Gott mich noch dreißig Jahre leben läßt, dann alles, was sich begibt, mit einem stoischen und gleichgültigen Auge ansehen werde, und ich wünsche aus Liebe zu Ihnen und zu mir selbst, daß Sie mich lange wegen der Fehler tadeln können, welche von der Jugend kommen."

An Grumbkow, 16. November 1735.

Es sollte keine dreißig Jahre dauern!

„Man muß sich mit Festigkeit wappnen, als Held kämpfen, mit Klugheit siegen und dem Mißgeschick mit stoischen Blicken entgegensehen."

An Podewils, 17. März 1741.

„Lassen Sie uns die Beschlüsse der Vorsehung verehren und bedenken, daß wir als Menschen Leiden unterworfen sind, unter deren Last der Feige erliegt, die der Beherzte aber standhaft erträgt."

Lobrede auf den Prinzen Heinrich von Preußen.

„Ich habe gelernt zu leiden, ohne ungeduldig zu werden."

An D'Argens, 18. August 1761.

„Jetzt heißt's an nichts verzweifeln, aber jedes Ereignis vorausseh en, und das, was die Vorsehung uns zuteilt, mit ruhigem Antlitz ertragen, ohne Stolz über gute Erfolge und ohne sich durch schlechte niederdrücken zu lassen."

An seine Schwester Amalie, 25. März 1757.

„Sehen Sie mich, mein lieber Marquis, als eine Mauer an, in welche seit zwei Jahren durch das Schicksal Bresche ge-

legt wird. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Not, neu bevorstehende Plagen, das ist mein täglich Brot. Glauben Sie aber nicht, daß ich nachgebe. Lösten sich alle Elemente auf, so würde ich mich unter ihren Trümmern mit dem kalten Blute begraben lassen, mit dem ich Ihnen jetzt schreibe. In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und mit einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit los zu werden. Jetzt ist die Zeit zum Stoizismus. Die armen Schüler des Epikur würden in diesem Augenblick auch nicht ein Wort von ihrer Philosophie anzubringen vermögen."

An D'Argens, 19. Juli 1757.

„Jeder Mensch hat Unglück in seinem Leben durchzumachen und sieht manchmal durch diese Wolken hindurch Strahlen des Glücks. Man muß das eine wie das andere ertragen; gute wie schlimme Zeiten gehen vorüber, und schließlich führt unsere Bestimmung uns zum Grabe. Das Leben ist zu kurz für lange Trübsal. Da haben Sie eine schöne Moral. Ob ich sie befolge? Ach nein! Die ersten Augenblicke des Schmerzes sind zu heftig; der Mensch ist mehr Empfindung als Verstand."

An seinen Bruder Ferdinand, 3. September 1759.

„Ob man traurig oder heiter gestimmt ist, die Ereignisse gehen ihren Gang, und ein Ereignis mag gut oder schlecht sein, man muß es hinnehmen und seinen Ärger hinunterschlucken, wenn einem das Glück zuwider ist."

An D'Argens, 8. April 1762.

„Es scheint, die Natur will uns vermittelst der Gebrechlichkeiten, mit denen sie uns gegen das Ende unserer Tage überhäuft, das Leben verleiden. In diesem Fall muß man mit Kaiser Mark Aurel sagen, daß man sich ohne Murren in alles schicken muß, was die ewigen Gesetze der Natur uns zu ertragen auferlegen." An D'Alembert, 26. März 1780.

„Ich gebe gerne und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich beseelt, der gütigen Natur zurück, die ihn mir geliehen hat, und meinen Körper den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist."

Testament.

Nun zu Friedrichs Zufalls-Lehre, diesem Niederschlag seiner ureigensten Lebenserfahrungen! Er operiert hier mit dem „Spiel der abgeleiteten Ursachen, die durch ihre verschiedenartigen Verbindungen schreckliche — oder auch erfreuliche — Begebenheiten herbeiführen".

An Grimm, 16. Dezember 1783.

„Kriegerische Operationen sind verwickelte Pläne, zu deren Verwirklichung eine unendlich große Anzahl von Einzelwillen und Zufällen notwendig ist. Für die Verpflegung muß ganz besondere Sorge getragen werden. Das Wetter muß einem günstig, die Nachrichten, die ein General bekommt, müssen alle richtig sein; unendlich viele Offiziere müssen die ihnen erteilten Befehle mit der Geschicklichkeit und Einsicht ausführen, die bei derartigen Unternehmungen unerläßlich ist . . . . . Oft kommt es vor, daß bloße Zufälligkeiten die Fehler eines Generals zum Guten wenden, andere Zufälle und eine gewisse Bosheit des Schicksals lassen wiederum die besten Pläne, die jemand entworfen hat, zuschanden werden . . . . . Die unbesiegbare Flotte, die Philipp von Spanien ausrüstete, um England zu vernichten, ging in einem Sturm zugrunde. Ludwig XIV. unterwarf Holland, aber Holland wurde durch einen rechtzeitig veranstalteten Deichbruch gerettet. Cremona, das der Prinz Eugen schon zu haben glaubte, blieb nicht lange in seiner Gewalt: eine Bombe, die auf dem Wege platzte, den der Prinz von Vaudemont einschlagen sollte, durchkreuzte die Genauigkeit der Anordnungen, auf der das Gelingen der Unternehmung beruhte. Ich könnte nach so hehren Beispielen noch meinen vorjährigen Feldzug in Böhmen anführen. Aus alle-

dem geht mit genügender Klarheit hervor, wie gefährlich die Zufälligkeiten im Kriege sind."

An Podewils, 14. Juli 1745.

„Ich wage und unternehme das Unmögliche, um den Staat zu retten; aber in Wahrheit habe ich mehr als je die Hilfe der Nebenursachen nötig, um Erfolg zu haben.

An D'Argens, 15. November 1757.

„Je älter man wird, um so mehr überzeugt man sich, daß Seine Heilige Majestät der Zufall drei Viertel von den Geschäften dieser elenden Welt besorgt, und daß die, welche sich für die Klügsten halten, die größten Toren in dieser Gattung von zweibeinigen Wesen ohne Federn sind, der wir die Ehre haben, anzugehören."

An Voltaire, 12. März 1759.

„Das Los der Schlachten hängt ja oft
Allein vom blinden Zufall ab.
Verdank' ich schöne Tag' ihm gleich,
So wollt' er zur Vergeltung doch,
Daß meine Feinde nunmehr auch
Das Gegenstück der Münze sehen."

An Voltaire, 17. November 1759.

„Das ist des Kriegers Los!
In diesem rauhen, aber dennoch süßen Stande
Schadet oft ein Nichts und raubt
Die Frucht des klügsten Plans,
Der schon fast ganz in Tat verwandelt war."

An meine Schwester Amalie.

„Ein einziger Augenblick entscheidet über das Glück."

Geschichte meiner Zeit.

„Eine gute Viertelſtunde kann uns die Überlegenheit über unſere Feinde wieder verſchaffen.“

An Auguſt Wilhelm von Preußen, 24. Juni 1757.

„Die Kriſis iſt ſo gefährlich, daß eine unglückliche Viertelſtunde die tyranniſche Herrſchaft des Hauſes Öſterreich für alle Zeiten im Reiche befeſtigen kann.“

An Wilhelmine von Bayreuth, 13. Juli 1757.

„Ein Nichts kann alles umwerfen, und man wird dann dem Feldherrn aufbürden, was doch gar nicht ſein Fehler war.“

Zu Catt.

„Die Vorſehung lacht über menſchliche Weisheit und Größe; kleinliche und oft lächerliche Anläſſe verändern häufig das Schickſal der Staaten und ganzer Länder.“

Anti-Machiavel.

„Das iſt das Schickſal der menſchlichen Dinge, daß von Leidenſchaften beherrſchte Menſchen ſie regieren und urſprünglich kleine Anläſſe die Urſache einer Reihe von Ereigniſſen werden, welche die größten Umwälzungen hervorbringen.“

Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Hauſes Brandenburg.

„Das gebieteriſche Geſetz der Notwendigkeit zwang mich, viel dem Zufall zu überlaſſen, Verhalten eines Piloten, der ſich mehr den Launen des Windes als den Angaben des Kompaſſes überliefert.“

Geſchichte des Siebenjährigen Krieges.

„Ich empfehle Sie Ihrem Bett, Ihrem Apotheker und dem Schutze des Zufalls, der alles in dieſem ſublunariſchen Reich, das wir bewohnen, regelt und entſcheidet, und ſich in

gleicher Weise lustig macht über Sie, über mich, über die Politiker, die Generäle, die Weisen und die Narren."

An D'Argens, 1. März 1759.

„In der Politik macht der Zufall oft mehr als die Klugheit." An Heinrich von Preußen, 28. Juni 1768.

„Ich betrachte mich als ein Werkzeug in der Hand des Schicksals, welches in der Verkettung der Ursachen gebraucht wird, ohne daß dieses Werkzeug den Zweck und das Ziel der Unternehmungen kennt, die man es ausführen läßt."

An D'Alembert, Dezember 1778.

„Es ereignet sich immer das Gegenteil von dem, was man erwarten sollte; diese Welt hat keinen gesunden Verstand (und das in der Zeit des Rationalismus!), alles geht darin wider den Strich. Ich würde sehr in Verlegenheit sein, zu sagen, warum sie ist, und noch mehr, warum wir sind. Wozu wird man geboren? Wozu diese hilflose Kindheit? Wozu so viele Sorgen um die Erziehung der Jugend? Um diese Vernunft zu bilden, die niemals vernünftig wird? Wozu immer essen, trinken, schlafen, sich gegenseitig zerfleischen, Possen spielen, niederreißen, aufbauen, sammeln, zerstreuen? Schließlich sind alle diese Sorgen, die uns quälen, so lange wir leben, recht kindisch, wenn man bedenkt, daß der Tod kommt und mit dem Schwamm über die ganze Vergangenheit hinfährt."

An die Herzogin von Sachsen-Gotha, 6. September 1763.

„Die Heiden malten das Glück blind, weil es gewöhnlich ungerecht ist; es hatte die Attribute, launenhaft und unbeständig zu sein, wie es ja wirklich ist. Wohlan, wenn Sie nun die Vorsehung an die Stelle des Glückes setzen, so müssen Sie notwendig die Vorsehung für die winzigen Ungerechtigkeiten verantwortlich machen, mit denen die Heiden das Glück beluden, und das wäre doch nach meiner Auffassung eine

Blasphemie in aller Form. Ich, der ich eine sehr tiefe Hochachtung vor dem göttlichen Wesen empfinde, hüte mich daher sehr, ihm ein ungerechtes und veränderliches Verhalten zuzuschreiben, das bei dem geringsten der Sterblichen verdammenswert wäre. Aus diesem Grunde, liebe Schwester, ziehe ich es vor, nicht daran zu glauben, daß sich das allmächtige und gute Wesen in die winzigen Einzelheiten der menschlichen Dinge mischt. Ich schreibe vielmehr alles, was geschieht, den geschaffenen Wesen, den notwendigen Wirkungen von Nebenursachen zu, und ich beuge mich schweigend vor diesem anbetungswürdigen Wesen, indem ich meine Unwissenheit über seine Wege bekenne, die mir zu enthüllen seiner göttlichen Weisheit nicht gefallen hat."

An seine Schwester Amalie, 7. November 1762.

Endlich noch ein Nachweis zum Selbstmordgedanken!

„Das Leben ist uns von der Natur als eine Wohltat gegeben; sobald es aufhört, eine solche zu sein, hört der Vertrag auf, und jeder Mensch hat es in der Hand, seinem Mißgeschick ein Ende zu machen in dem Augenblick, den er für den geeigneten hält."

An Wilhelmine von Bayreuth, 17. September 1757.

„Ein Weiser nimmt den Tod aus freien Händen."

Rede Catos.

b) Religion und Sittlichkeit.

Vom „Gottesglauben" zur „Religion" gilt es im Sinne Friedrichs einen Schritt zu tun. Beide sind ihm nicht identisch. Gottesglaube ist ihm wesentlich die theoretische und praktische Bejahung des Vorsehungsgedankens. Religion gilt ihm als

Mischung aus Aberglaube und Moral, Geschichte und Vernunft, Karikatur und Ideal. Und wiederum knüpfen sich von hier aus Fäden zum Toleranzgedanken.

Über die Entstehung der Religion im allgemeinen urteilt Friedrich ganz im Sinn der damaligen an der Antike genährten Aufklärung. Er eignet sich nämlich jene Theorie an, welche alle Religionen letztlich zurückführen will auf einen consensus gentium von Dummheit, Aberglaube, Priestertrug, Selbstsucht usw. Defekte intellektueller und ethischer Art bei Massen und Führern umschreiben also Ursache und Bedingung und sollen die kinderleichte rational-genetische Erklärung jenes unvergleichlichen Menschheitsphänomens sein. Von einem autonomen Verständnis der Religion im Sinne der neueren Zeit finden wir keine Spur. In den schroffen Urteilen über Priester und Theologen spricht sich viel von dem Widerwillen und der Übersättigung der ganzen Zeit in bezug auf konfessionelle Kämpfe und Religionskriege aus. Und Friedrich steht hier ganz im Banne seiner Zeit. Er wendet sich scharf gegen die Geschichte, weil er ebenso scharf den Begriff der Religion sichern will. Das originale Christentum ist nach Friedrich eine Verbindung von reinem Deismus und von reiner Moral. Das Wertvolle an der Religion ist die Sittenlehre. Die Lehrsätze werden preisgegeben. So führt der Intellektualismus zum Moralismus. Daß die Religion nur in positiven geschichtlich-konkreten Formen existiert, erkannte Friedrich unwillkürlich an, indem er diese bekämpfte; ein Gleiches nahm er von der Moral nicht an. Sie erschien ihm als eine stets gleichbleibende, über allen Menschen, Zeiten und Völkern freischwebende absolute Idee. Die Religion aber war dann nur Einhüllung und Verhüllung dieser Moral. Die Geschichte der Religion ist eine Krankheitsgeschichte. Dies Fazit zog Friedrich vor allem aus dem Studium der Kirchengeschichte Fleurys. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß der gleiche Friedrich sich zum Anwalt des Christentums gegenüber den französischen Radikalisten, vor allem Holbachs Natursystem, gemacht hat. Von den Franzosen unterscheidet sich Friedrich hier ganz besonders dadurch, daß er einen viel

stärkeren Akzent auf die christliche Moral legt. Gegen den Katholizismus ergeht sich Friedrich in temperamentvollen Ausdrücken. Seine Stellung zum Protestantismus ist nicht frei von einem Selbstwiderspruch. Einerseits nämlich muß er ihn wie jede positive Religion als ein Gebilde des Aberglaubens ablehnen. Auch die Reformation hat nach Friedrich nur halbe Arbeit getan — ein altes Freidenkerurteil. Andererseits sind deutliche Zeugnisse seines protestantischen Bewußtseins vorhanden, Zeugnisse, die nicht etwa bloß auf einer relativen Bevorzugung dieser Konfession als der noch am wenigsten minderwertigen beruhen. Dieser Widerspruch löst sich — wenn auch nicht restlos — dadurch, daß der Protestantismus selbst zwei Prinzipien enthält: das („evangelische") Prinzip kirchlicher und biblischer Gebundenheit und das („protestantische") Prinzip der absoluten individuellen Gewissensfreiheit. Friedrich lehnte das erstere ab, um sich desto bestimmter für das letztere zu erklären. Aus der Wertung der Religion als einer Mischung von Aberglaube und Moral folgt für Friedrich der Kampf gegen den Aberglauben. Ihn hat die Philosophie aufzunehmen, aber je länger je mehr verzweifelt Friedrich höchst unrationalistisch am Siege der Vernunft. Hier beweist er wiederum mehr Wirklichkeitssinn als seine Zeitgenossen, in erster Linie die französischen Enzyklopädisten. Der Selbstwert der Religion war Friedrich entgangen. Was er für „Wurzeln" des Aberglaubens hält, sind zum Teil echteste Wurzeln der Religion.

Speziell erhebt sich hier noch die Frage nach Friedrichs Frivolität. Diese Frage ist nicht ohne weiteres damit zu erledigen, daß man Friedrich einen Religionsspötter und Voltairianer schilt. Was Friedrich verspottet, war nach dem Gefühle seiner heutigen Tadler oder — Nachbeter die Religion selbst; nach seinem Gefühle war es deren Zerrbild und Karikatur. Er richtet seine Pfeile nicht gegen das, was er als mit Recht heilig gehalten ansieht, nicht gegen den Glauben, so wie er ihn verstand, sondern gegen den Aberglauben. Er will nicht Gott und göttliche Dinge treffen, sondern die menschlichen Verehrer und Verkehrer, Betrüger und Be-

trogenen. Man wäre versucht, zu sagen, er nimmt diese Scheidung im Interesse der Reinheit der Religion selbst vor, wenn er nicht deutlich selber bekannt hätte, daß sein Interesse ein philosophisches ist. Was Friedrich für heilig hielt, hat er nie der Lächerlichkeit preisgegeben. Und auch er hatte trotz seines kritischen Standpunktes noch einen Bestand — einen Restbestand vielleicht — von solchen Dingen. „An keinem Orte der Welt sprach man so frei über alle Arten menschlichen Aberglaubens, nirgends wurden sie mit soviel Spott und Verachtung behandelt, als bei den Soupers des Königs von Preußen; Gott wurde respektiert, aber alle diejenigen nicht geschont, die in seinem Namen die Menschen betrogen hatten" (Voltaire). Hierin unterscheidet sich Friedrich grundsätzlich von Voltaire. Friedrich hat mit den Dingen, die ihm als wesentlich für die Religion galten, niemals sein Spiel getrieben, wie der charakterlose Franzose. Damit stimmt dann auch recht gut überein, daß er bekanntermaßen vor aller echten Frömmigkeit Respekt hatte. Das war nicht ein Korrektiv, sondern ein Korrelat seiner „Frivolität". Doch ist mit der bisher gewonnenen Erkenntnis noch nicht die volle psychologische Formel für Friedrichs „Religionsspötterei" gewonnen. Wir müssen hinzufügen, daß ihm auch eine ganze Reihe von Entgleisungen passiert ist. Seine Aussprüche sind vielfach Kinder der Laune und Stimmung. Auch er war gelegentlich der Sklave seines Witzes und Temperamentes und seiner Neigung zur Parodie, und in augenblicklicher Aufwallung seines Widerwillens gegen Pfaffentum und Heuchelei ging er wohl weiter, als er seinem ganzen Standpunkt nach gehen durfte. Es gilt auch hier, wie schon oben bemerkt, grundsätzliche und stimmungsmäßige Urteile zu unterscheiden.

„Stets, teure Schwester, war in dumpfer Geistesschwere
Der Mensch voll Unvernunft den Sinnen untertan:
Er baute schaudernd vor dem Wetterstrahl Altäre
Und zündete darauf den duft'gen Weihrauch an.
Das Wunderbare schien ihm wert, daß er's verehre;

Den Elementen all entlehnten Furcht und Wahn
Sich Götter selbst . . . . . .
. . . . . All die Abgöttereien,
Sie stammen von der Angst vor Höllenschrecken her."

An Wilhelmine von Bayreuth, 12. Oktober 1758.

„Die Pfaffen werden Sie ganz gewiß nicht zu ihrem Lobredner erwählen. Ihre Betrachtungen über die Macht der Geistlichen sind nur zu richtig und werden durch das unwiderlegliche Zeugnis der Geschichte bestätigt. Sollte die Ehrsucht jener nicht daher kommen, daß man ihnen den Weg zu jedem anderen Laster versperrt? Die Menschen haben sich ein sonderbares Phantom von strenger Tugend zurecht gemacht und wollen, daß die Priester, die zur einen Hälfte Betrüger sind und zur anderen im Aberglauben stecken, diesen Charakter annehmen sollen. Es ist ihnen nicht erlaubt, offen die Weiber und den Wein zu lieben, wohl aber ehrgeizig zu sein. Nun zieht aber doch schon der bloße Ehrgeiz Laster und entsetzliche Sittenlosigkeit nach sich. Mir fällt der Affe der Königin Kleopatra ein, den man sehr gut tanzen gelehrt hatte. Einmal kam jemand auf den Einfall, ihm Nüsse hinzuwerfen; sogleich vergaß der Affe seinen Anzug, den Tanz sowie seine Rolle und fiel über die Nüsse her. Ein Pfaffe spielt nur solange den Tugendhelden, als es sein Interesse verträgt; aber bei der geringsten Gelegenheit bricht die Natur aus ihren Fesseln hervor, und Laster und Bosheit, die er mit dem Schein der Tugend umhüllte, treten dann frei zutage. Es ist erstaunlich, daß die Macht der Geistlichkeit auf so wenig festen Grundlagen beruht. Die Priester der Heiden gründeten ihr Ansehen auf ihre betrüglichen Orakel, ihre lächerlichen Opfer und ihre abgeschmackte Mythologie. Was sind das für gewichtige Erzählungen, wonach Daphne in einen Lorbeerbaum verwandelt wird, mehrere Jungfrauen von Jupiter schwanger werden oder von anderen Göttern Kinder bekommen; der Gott Jupiter seine Blitze im Himmel läßt, auf der Erde wohnt und, wie die Fabel sagt, die Gestalt eines

Stieres annimmt, um Europa zu entführen; Orpheus Tote auferweckt und über die Unterwelt triumphiert; — und noch unendlich viele dergleichen Ungereimtheiten und läppische Märchen, die höchstens Kindern Vergnügen machen können. Und doch haben die Menschen, weil sie das Wunderbare reizt, zu allen Zeiten solchen Hirngespinsten beigepflichtet und deren Verteidiger verehrt. Wäre man nicht berechtigt, den Menschen die Vernunft abzusprechen, nachdem man ihnen bewiesen, daß sie so unvernünftig sind?"

An Voltaire, 21. September 1737.

„Die Wurzeln des Aberglaubens sind über den ganzen Erdkreis verbreitet. Er ist ein Sohn der Furcht, der Schwäche und der Unwissenheit; und diese Dreiheit herrscht über gewöhnliche Menschen ebenso gebieterisch, als eine andere in den Schulen der Theologen." An Voltaire, 29. Juni 1771.

„Jemand, von dem man glaubt, er habe keine Religion, wird allgemein verschrien, mag er auch sonst der rechtschaffenste Mann von der Welt sein. Die Religion ist das Götzenbild der Völker; sie beten alles an, was sie nicht begreifen. Wer mit profaner Hand daran zu rühren wagt, zieht sich ihren Haß und Abscheu zu." An Voltaire, 6. Juli 1737.

„Hätten die theologisch-metaphysischen Ungereimtheiten vernichtet werden können, so würden es die gegen sie geschleuderten philosophischen Blitze bewirkt haben. Bedenken Sie indes, daß, da die Geschöpfe unserer Gattung mit einem fast unwiderstehlichen Hang zum Wunderbaren und zum Aberglauben ausgestattet sind, die Mönche und Seher keine großen Schwierigkeiten hatten, ihren Geist mit jenem ekelhaften Gewäsche von Ungereimtheiten anzufüllen, durch die sie über jene herrschen. Stets wird sich das Volk, das überall die große Anzahl ausmacht, durch Betrüger und durch Schurken, die Urheber und die Ausleger kindischer Fabeln, regieren lassen; und die Zahl der Weisen wird allezeit nur

aus wenigen einzelnen Köpfen bestehen . . . . . Ich glaube, Fontenelle sagt sehr weise, wenn er die Hand voll Wahrheiten hätte, so wollte er sie nicht öffnen, weil das Volk sie nicht verdiene. Zum Unglück ist dies nur gar zu wahr. Ein Esel stürzt unter der Last nieder, wenn man ihn überladen hat; aber ein abergläubischer Mensch trägt alle Bürden, mit denen ihn sein Priester erdrückt, ohne zu bemerken, auf wie schimpfliche Art er sich erniedrigt."

An D'Alembert, 8. September 1782.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer guten Meinung von der Menschheit. Ich, der ich viele dieser zweifüßigen unbefiederten Tiere durch die Pflichten meines Standes kennen gelernt habe, sage Ihnen vorher, daß weder Sie noch alle Philosophen in der Welt die Menschen von dem Aberglauben heilen werden, dem sie ankleben. Die Natur hat diese Bestandteile in seine Komposition hineingetan. Durch Furcht, Schwäche, Leichtgläubigkeit verfällt der Mensch bei einem natürlichen Hang zum Wunderbaren dem Aberglauben. Es gibt wenig philosophische und starke Geister, welche imstande wären, die tiefen Wurzeln der durch die Erziehung in sie eingedrungenen Vorurteile zu zerstören. Wir sehen manche, die sich durch ihre gesunde Vernunft von den gemeinen Irrtümern befreit haben, die sich gegen die Abgeschmacktheiten empören; und dennoch, wenn der Tod naht, werden sie aus Furcht wieder abergläubisch und sterben als Kapuziner; bei anderen hängt ihre Denkweise von ihrer besseren oder schlechteren Verdauung ab. Nach meiner Meinung ist es also nicht genug, die Menschen von ihren Irrtümern zu befreien; man muß ihnen auch den Mut des Geistes einflößen, sonst siegen Schmerz und Todesfurcht über die stärksten und richtigsten Entschlüsse. Sie meinen, weil die Sozinianer und Quäker eine einfache Religion eingerichtet haben, könnte man durch weitere Vereinfachung eine neue Religion stiften. Aber ich komme wieder auf das Gesagte zurück und bin fest überzeugt, daß, wenn diese Herde heranwüchse, sie bald einen

neuen Aberglauben gebären würde, wofern man sie nicht aus lauter furchtlosen und von aller Schwäche freien Personen zusammensetzt; aber solche sind nicht leicht zu finden."

An Voltaire, 4. Oktober 1765.

„Ihr Eifer entbrennt gegen die Jesuiten und gegen den Aberglauben jeder Art. Sie tun wohl daran, den Irrtum zu bekämpfen; aber glauben Sie, daß die Welt sich ändern wird? Der menschliche Geist ist schwach; mehr als drei Viertel der Menschen sind für die Sklaverei des absurdesten Fanatismus geboren. Die Furcht vor dem Teufel und vor der Hölle macht sie blind, und sie verwünschen den Weisen, der sie aufklären will. Der große Haufe unseres Geschlechtes ist dumm und boshaft. Vergebens suche ich in ihm jenes Ebenbild Gottes, von dem es nach der Versicherung der Theologen den Abdruck an sich tragen soll."

An Voltaire, 31. Oktober 1760.

„Die Erfahrung zeigt mir den Menschen in allen Jahrhunderten in der fortwährenden Knechtschaft des Irrtums, den Kultus der Völker auf absurde Fabeln gegründet, von wunderlichen Riten, lächerlichen Festen und abergläubischen Meinungen begleitet, mit denen sie die Dauer ihrer Herrschaft in Verbindung brachten, und Vorurteile von einem Ende der Welt zum anderen. Wenn man der Ursache dieser Irrtümer nachforscht, findet man, daß ihr Grund im Menschen selbst liegt. Die Vorurteile sind die Vernunft des Volkes, und es hat eine unwiderstehliche Neigung zum Wunderbaren; nehmen Sie dazu, daß der größte Teil des Menschengeschlechtes nur durch tägliche Arbeit leben kann und daher in unüberwindlicher Unwissenheit verdirbt; er hat weder zum Denken noch zum Nachdenken Zeit. Da sein Geist nicht an Schlußfolgerungen gewöhnt und sein Urteil nicht geübt ist, so ist es ihm unmöglich, die Dinge, über die er sich belehren will, nach den Regeln einer gesunden Kritik zu prüfen oder einer Kette von Schlüssen zu folgen, durch die man ihn von seinem Irrtum

zurückbringen könnte. Daher kommt seine Anhänglichkeit an den Kultus, den eine lange Gewohnheit geheiligt hat und von dem er nur durch Gewalt abgebracht werden kann. Auch wurden die alten religiösen Meinungen von den neuen mit Gewalt umgestürzt; die Henker bekehrten die Heiden, und Karl der Große verkündete den Sachsen das Christentum, indem er seine Lehre mit Feuer und Eisen unterstützte. Unser Philosoph müßte also, um die Völker aufzuklären, mit dem Schwerte in der Hand predigen; da aber die Philosophie ihre Zöglinge sanft und duldsam macht, so hoffe ich, daß er sich noch bedenken wird, ehe er sich in volle Rüstung wirft und sich mit der Wehr eines kriegerischen Bekehrers versieht. Der zweite Grund des Aberglaubens, der im Charakter der Menschen liegt, ist jener Zug, jene starke Neigung, die sie zu allem haben, was ihnen wunderbar erscheint. Jedermann empfindet es, man kann nicht umhin, den übernatürlichen Dingen, die man erzählen hört, Aufmerksamkeit zu schenken. Es scheint, daß das Wunderbare die Seele erhebt; es scheint, daß es unser Wesen veredelt, indem es ein unendliches Gebiet eröffnet, das den Umkreis unserer Ideen erweitert und unserer Einbildungskraft, die sich gern in unbekannte Regionen verliert, freie Bahn läßt. Der Mensch liebt alles, was groß ist, alles, was Staunen oder Bewunderung einflößt; majestätischer Pomp, eine imposante Zeremonie fällt ihm auf, ein geheimnisvoller Kultus verdoppelt seine Aufmerksamkeit. Wenn man ihm dabei noch die Gegenwart einer unsichtbaren Gottheit ankündigt, so ergreift ein ansteckender Aberglaube seinen Geist, verstärkt sich in ihm und nimmt so zu, daß er fanatisch wird. Diese sonderbaren Wirkungen sind die Folgen der Herrschaft, die seine Sinne über ihn haben; denn er ist mehr sinnlich als vernünftig. So beruhen die meisten menschlichen Meinungen auf Vorurteilen, Fabeln, Irrtümern und Betrügereien. Was anderes kann ich daraus schließen, als daß der Mensch für den Irrtum geschaffen, daß die ganze Welt seiner Herrschaft unterworfen ist . . . . . Ich wage beinahe zu versichern, daß in einem Staate, in dem alle Vorurteile vernichtet wären,

nicht dreißig Jahre vergehen würden, ehe man neue entstehen sähe, und daß schließlich die Irrtümer sich mit Geschwindigkeit ausbreiten und ihn gänzlich überfluten würden. Was sich an die Einbildungskraft der Menschen wendet, wird immer über das siegen, was zu ihrem Verstande spricht. Kurz, ich habe bewiesen, daß der Irrtum alle Zeit in der Welt geherrscht hat; und da eine so beständige Sache als ein Naturgesetz angesehen werden kann, so schließe ich daraus, daß, was immer so gewesen ist, immer so bleiben wird."

Prüfung der Abhandlung über die Vorurteile.

„Sie glauben, ich sei der Ansicht, das Volk bedürfe des Zaumes der Religion, um in Schranken gehalten zu werden. Ich versichere Sie, daß das nicht meine Meinung ist; im Gegenteil, die Erfahrung führt mich vollständig zu Bayles Ansichten. Eine Gesellschaft könnte nicht ohne Gesetze bestehen, wohl aber ohne Religion, vorausgesetzt, daß eine Macht vorhanden wäre, welche die Menge zum Gehorsam gegen die Gesetze durch Leibesstrafen zwingt. Dies findet seine Bestätigung durch die Erfahrungen, welche man bei den Wilden auf den Marianen-Inseln gemacht hat: diese hatten keine einzige metaphysische Vorstellung in ihrem Kopfe. Noch mehr wird dies durch das chinesische Reich dargetan, wo der Theismus die Religion aller Großen im Staate ist. Wie Sie jedoch das Volk in dieser ausgedehnten Monarchie dem Aberglauben der Bonzen ausgeliefert sehen, so behaupte ich, es würde anderswo ebenso gehen: ein von jedem Aberglauben gereinigter Staat würde sich nicht lange in dieser Reinheit erhalten; vielmehr würden neue Absurditäten den Platz der alten einnehmen, und das am Ende eines kurzen Zeitraums. Die kleine Dosis gesunder Vernunft, welche auf der Oberfläche dieses Erdballs verbreitet ist, ist meines Erachtens ausreichend, um eine allgemein verbreitete Gesellschaft, ungefähr wie die der Jesuiten, aber nicht um einen Staat zu begründen. Ich betrachte die Arbeiten unserer Philosophen als sehr nützlich, weil sie die Menschen wegen

ihres Fanatismus und ihrer Intoleranz beschämen müssen und weil man der Gesellschaft dient, wenn man diese grausamen und schrecklichen Torheiten bekämpft, die unsere Vorfahren in reißende Tiere verwandelt haben. Den Fanatismus zerstören heißt, die unheilvollste Quelle der Zwistigkeiten und Haßausbrüche austrocknen, welche dem Gedächtnis Europas noch gegenwärtig sind und deren blutige Spuren man noch bei allen Völkern entdeckt."

An Voltaire, Dezember 1766.

„(Was ich eben sage, veranlaßt) die Frage, ob in einem Religionssystem das Volk der Fabeln entbehren könne. Ich glaube es nicht, weil die Geschöpfe, welche von der Schule mit der Bezeichnung vernünftig beehrt werden, wenig Vernunft haben. In der Tat, was bedeuten einige aufgeklärte Professoren, einige weise Akademiker im Vergleich mit der unabsehbaren Menge, welche einen großen Staat bildet? Die Stimme dieser Lehrer des Menschengeschlechts wird wenig gehört und verbreitet sich nicht über die Schranken einer engen Sphäre. Wie soll man so viele Vorurteile besiegen, die schon mit der Ammenmilch eingesogen sind? Wie soll man gegen das Herkommen kämpfen, welches die Vernunft der Dummköpfe ist, und wie aus dem menschlichen Herzen den Samen des Aberglaubens ausrotten, den die Natur hineingelegt hat und den das Gefühl der eigenen Schwachheit nährt? Alles dies läßt mich glauben, daß man nichts gewinnen kann über diese zweibeinige und ungefiederte Gattung, welche wahrscheinlich stets der Spielball der Schurken bleiben wird, die sie täuschen wollen."

An D'Alembert, 25. November 1769.

„Wenn wir auf den ersten Tag der Welt uns stellen und Sie mich fragten, ob es nützlich ist, das Volk zu täuschen, so würde ich Ihnen antworten: nein, weil man Irrtum und Aberglauben, die dann noch unbekannt wären, nicht einführen soll, sie sogar sich zu entwickeln verhindern muß.

Wenn ich die Geschichte durchgehe, finde ich zwei Arten von Betrug: der einen hat der Aberglaube als Fußschemel zum Glücke gedient; die andere hat mit Hilfe einiger Vorurteile dazu dienen können, den Geist des Volkes zu dessen eigenem Vorteil zu lenken. Die ersten dieser Betrüger sind die Bonzen, die Zoroaster, Numa, Mohammed usw.; was diese betrifft, so gebe ich sie Ihnen preis. Die andere Gattung bilden die Staatsmänner, welche zum größten Vorteil der Regierung zu dem Wundersystem ihre Zuflucht genommen haben, um die Menschen zu leiten und um sie gelehrig zu machen. Unter diese Rubrik rechne ich die Anwendung der Auguren in Rom, deren Hilfe oft so nützlich gewesen ist, um unruhige Volksversammlungen, welche unternehmende Tribunen in Aufruhr bringen wollten, zu hemmen oder zu beruhigen. Ich könnte Scipio Afrikanus nicht verdammen wegen seines Umgangs mit einer Nymphe, durch welchen er das Vertrauen seiner Truppen erwarb und glänzende Unternehmungen auszuführen imstande war; ich tadle den Marius nicht wegen seiner Alten noch den Sertorius, weil er eine Hirschkuh mit sich führte. Alle diejenigen, welche mit einem großen Haufen von Menschen zu verhandeln haben, der zu demselben Ziele geleitet werden soll, werden gezwungen sein, bisweilen zu Täuschungen ihre Zuflucht zu nehmen; und ich halte es aus den oben angeführten Gründen nicht für verdammungswürdig, wenn sie das Publikum hintergehen. Nicht dasselbe gilt vom groben Aberglauben. Dieser ist eine von den schlechten Pflanzen, welche die Natur in dieser Welt gesät hat, und liegt sogar im Charakter des Menschen; ich bin moralisch überzeugt, wenn man eine zahlreiche Kolonie von Ungläubigen einrichtete, am Ende einer Anzahl von Jahren würde man dort Aberglauben erwachsen sehen. Dieses Wundersystem scheint für das Volk gemacht zu sein. Man schafft eine lächerliche Religion ab, und man führt eine noch ungereimtere ein; man sieht Umwälzungen in den Meinungen, aber immer ist es ein Kultus, der dem anderen folgt. Ich glaube, es ist gut und nützlich, die Menschen aufzuklären; den Glaubenseifer bekämpfen heißt das grausamste und

blutigſte Ungeheuer entwaffnen; gegen den Mißbrauch der Mönche, gegen jene den Abſichten der Natur ſo widerſprechenden, der Volksvermehrung ſo entgegenſtehenden Gelübde eifern heißt ſeinem Vaterlande aufrichtig dienen. Aber ich glaube, es wäre ungeſchickt und ſogar gefährlich, die Nahrung des Aberglaubens zu unterdrücken, die öffentlich unter die Kinder ausgeteilt wird, welche deren Väter auf dieſe Art ernährt zu ſehen wünſchen. Die Reformation brachte, wie Sie wiſſen, eine große Umwälzung hervor; aber wieviel Blut, Totſchlag, Kriege und Verwüſtungen, damit man wagte, ſich einiger Glaubensſätze zu entledigen! Wenn man ſie alle unterdrücken wollte, welche Wut würde ſich der Menſchen bemächtigen! Es würde ohne Zweifel ſchön ſein, den Anblick eines Volkes ohne Irrtum, ohne Vorurteil, ohne Aberglauben, ohne Glaubenseifer zu genießen; aber in den Zenturien des Noſtradamus heißt es, daß man es erſt entdecken wird, wenn man eines ohne Laſter, ohne Leidenſchaften und ohne Verbrechen gefunden hat. Ihr erleuchteten Geiſter dieſer dunklen Welt, ihr werdet einige Garben Vernunft entfallen laſſen; was wird danach erfolgen? Einige gelehrte Leute werden ſagen, daß ihr recht habt; die Bonzen und die Lamas werden ſchreien; eine unendliche Menge von Schwächlingen wird die Öffnungen ihrer Höhlen hermetiſch verſtopfen, um zu verhindern, daß euer Tageslicht ſie und die Bewohner ihrer Schlupfwinkel blende; und die Welt wird blind ſein."

An D'Alembert, 3. April 1770.

„In Sachen der Religion darf man nicht das Geſetz mit dem Mißbrauch, das Geſchriebene mit dem, was die Menſchen tun, und die wahre chriſtliche Moral mit der verderbten Prieſtermoral verwechſeln."

Über das Syſtem der Natur.

„Sie werden kein Volk finden, deſſen Religion nicht eine Miſchung abſurder Fabeln und einer zur Erhaltung der Geſellſchaft nötigen Moral wäre . . . . Die *chriſtliche Religion* war im Anfang eine Art von Theismus (viel-

fach promiscue gebraucht mit „Deismus"); sie eignete sich bald die heidnischen Götzen und Zeremonien an, denen sie Bürgerrecht verlieh, und mit neuen Stickereien bedeckte sie den einfachen Mantel, den sie bei ihrer Gründung erhielt, bald so sehr, daß sie unkenntlich wurde."

An D'Alembert, 8. Januar 1770.

„Ich glaube, man tut besser, tiefes Schweigen in betreff der christlichen Fabeln zu bewahren, die wegen ihres grauen Alters und durch die Leichtgläubigkeit einer unverständigen und stumpfsinnigen Menge geheiligt sind."

An Voltaire, Mai 1738.

„Sie werden mir nicht sagen, daß ich aus Vorurteil die christliche Religion gegen den fanatischen Philosophen (Holbachs Natursystem) verteidigt habe, der sie mit Erbitterung angreift. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß unsere heutigen Religionen ebensowenig der Religion Christi wie der irokesischen gleichen. Jesus war ein Jude, und wir verbrennen die Juden; Jesus lehrte Duldung, und wir verfolgen; Jesus lehrte Sittlichkeit, und wir üben sie nicht aus; Jesus gab keine Dogmen, die Konzilien sorgten für dergleichen. Ein Christ aus dem dritten Jahrhundert ist einem aus dem ersten nicht mehr ähnlich. Jesus war eigentlich ein Essäer und nahm die Moral der Essäer an, die der eines Zeno gleicht. Seine Religion war reiner Deismus; wir haben sie erst zugerichtet. Demnach nehme ich mit der christlichen Moral die aller Philosophen in Schutz. Aber alle Dogmen, die nicht von ihm herrühren, gebe ich Ihnen preis. Als die Priester merkten, wieviel Gewalt ihnen ihr idealer Kredit über die Gemüter der Völker gab, gebrauchten sie die Religion als Mittel ihrer Herrschsucht. Wenn aber ihre Politik etwas ursprünglich nicht Schlechtes entstellt hat, so beweist das nur, daß die christliche Religion das Schicksal aller menschlichen Dinge gehabt hat; sie ward mißbraucht. Will man sich demnach über diese Religion ereifern, so muß

man die Zeit, von der man spricht, angeben und den Mißbrauch von der Lehre unterscheiden. Wie dem aber sei, das Volk hält die Dogmen aus Gewohnheit fest und ebenso die äußeren Gebräuche; wer diese Dinge angreift, empört es. Was ist also zu tun? Die Sittenlehre muß erhalten und, was nötig ist, reformiert werden; man kläre die Leute im Amt auf, welche auf die Regierung Einfluß haben, schütte mit vollen Händen Hohn über den Aberglauben aus, lache über die Dogmen, vertilge den falschen Eifer und gewöhne die Leute an allgemeine Duldung. Was liegt denn daran, welcher Religion ein Volk zugetan ist!"

An D'Alembert, 18. Oktober 1770.

„Wäre in dem Evangelium nur das einzige Gebot „Tue anderen nicht, was du nicht willst, daß sie dir tun", so müßte man eingestehen, daß diese wenigen Worte die Summe aller Moral enthalten."

Über das System der Natur.

„Moses verkündete den Juden, um sie zu guten und löblichen Handlungen anzufeuern, zeitliche Segnungen oder Strafen. Die christliche Religion, die sich auf den Ruinen der jüdischen erhob, unterdrückte die Verbrechen durch ewige Strafen und ermutigte zur Tugend durch die Hoffnung einer unendlichen Seligkeit; nicht zufrieden mit diesen Hilfsmitteln, in der Absicht den höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, behauptete sie, die Liebe zu Gott allein müsse der Grund für die guten Handlungen der Menschen sein, selbst wenn weder Strafen noch Belohnungen in einem zukünftigen Leben zu erwarten wären. . . . Wir geben zu, daß aus dem Schoße des Christentums reine Seelen voll Heiligkeit hervorgegangen sind. Indessen infolge der Erschlaffung . . . . der Theologen und durch die Verkehrtheit des menschlichen Herzens geschah es, daß es diesen verschiedenen Ermutigungsmotiven zur Tugend nicht dauernd gelungen ist, die guten Wirkungen hervorzubringen, die man

erwartete. . . . Wie viele Christen, die entarteten und die alte Sittenreinheit verdarben! Der Geiz, der Ehrgeiz, der Fanatismus erfüllte Herzen, die einen Beruf daraus machten, der Welt zu entsagen und das verdarben, was die einfache Tugend bewirkt hatte. Es wimmelt von ähnlichen Beispielen in der Geschichte. Kurz, wenn man einige ebenso fromme als für die Gesellschaft unnütze Klausner ausnimmt, so sind die Christen unserer Tage nicht besser als die Römer zur Zeit der Marius und Sulla; wohlverstanden, daß ich diese Parallele ausschließlich auf den Vergleich der Sitten beschränke. Diese und ähnliche Betrachtungen brachten mich dazu, den Ursachen nachzuforschen, die bei dieser seltsamen Verschlechterung des Menschengeschlechts mitgewirkt haben. . . . . Die christliche Religion — mit aller Ehrfurcht vor dem, was man in ihr für göttlich hält, und nur philosophisch betrachtet — die christliche Religion, sage ich, bot dem Geist so abstrakte Ideen, daß man jeden Katechumenen zum Metaphysiker hätte umwandeln müssen, sollte er sie begreifen, und nur auserwählte Menschen mit besonders starker Einbildungskraft konnten davon erfüllt werden: wenig Menschen werden mit so organisierten Köpfen geboren. Die Erfahrung beweist, daß beim gemeinen Mann der gegenwärtige Gegenstand, weil er die Sinne betrifft, den Sieg davon trägt über den entfernten, der schwächer auf ihn einwirkt; und folglich werden die Güter dieser Welt, deren Genuß ihm greifbar ist, unwidersprechlich den Vorzug haben vor eingebildeten Gütern, deren Besitz in weiter Ferne er sich undeutlich vorstellt. Aber was sagen wir zu den Motiven, um den Menschen tugendhaft zu machen, die man aus der Liebe zu Gott ableitet, zu dieser Liebe, welche die Stillen im Lande fordern, losgelöst von der Furcht der Höllenstrafen wie von der Hoffnung aufs Paradies? Liegt diese Liebe im Bereiche der Möglichkeit? Das Endliche kann das Unendliche nicht begreifen; folglich können wir uns keinerlei genaue Vorstellung von der Gottheit machen; wir können uns von ihrem Dasein im allgemeinen überzeugen, das ist alles. Wie kann man von

einer Bauernseele verlangen, daß sie ein Wesen liebt, das sie in keiner Weise erkennen kann?"

Über die Eigenliebe als Moralprinzip.

Nun zu Friedrichs Urteilen über den Katholizismus!

„Ich habe es stets sehr seltsam gefunden, daß die, welche sich Nachfolger der Apostel nennen, ich meine einiger Bettler, Prediger der Demut und der Reue, große Güter besäßen, in Üppigkeit schwelgten und Posten vorständen, die mehr dazu angetan, die Eitelkeit der Zeit und die Prunksucht der Großen zu befriedigen als Menschen zu beschäftigen, die über die Nichtigkeit des Daseins und über ihr Seelenheil nachdenken sollten. Man findet jedoch, daß die Geistlichkeit der römischen Kirche ungemein reich ist, daß Bischöfe den Rang souveräner Fürsten bekleiden und daß die zeitliche und weltliche Macht des ersten Bischofs der Christenheit ihn gewissermaßen zum Schiedsrichter der Könige und zur vierten Person der Gottheit macht. Die Geistlichen oder die Theologen unterscheiden genauer als jeder andere die Eigenschaften der Seele von denen des Körpers; über ihren Ehrgeiz sollte man jedoch ihre Argumente berichtigen. Ihr, könnte man zu ihnen sagen, deren Beruf die Pflichten eures geistlichen Amtes in sich schließt, wie habt ihr diesen so gröblich mit dem zeitlichen vermischt! Ihr, die ihr so scharfsinnig unterscheidet, wenn es sich um den Geist handelt, den ihr nicht kennt, und um die Materie, die ihr so wenig kennt, woher kommt es, daß ihr diese Unterscheidungen verwerft, wenn euer Ehrgeiz im Spiele ist? Dies kommt daher, weil diese Herren sich sehr wenig um das unverständliche Kauderwelsch kümmern, welches sie sprechen, aber desto mehr um die großen Einkünfte, welche sie beziehen. Daher, weil ihr Urteil mit der Rechtgläubigkeit übereinstimmen muß wie ihre Handlungsweise mit den Leidenschaften, welche sie beseelen, und weil die greifbaren Gegenstände der Natur ebenso die Oberhand über

Verstandessachen behalten wie das wirkliche Glück des Lebens über das eingebildete Glück der anderen Welt . . . Nichts sollte erbaulicher sein als die Geschichte der Oberhäupter der Kirche oder der Statthalter Christi; man sollte glauben, darin nur untadelhaften und heiligen Sitten zu begegnen; aber gerade das Gegenteil: man findet darin nur Zoten, Schandtaten und die Ursachen zu Ärgernissen; und man kann das Leben der Päpste nicht lesen ohne ihre Grausamkeiten und Falschheiten zu verabscheuen. Man sieht darin ihren Ehrgeiz im Großen tätig, ihre zeitliche Macht zu vergrößern und ihr Ansehen zu vermehren; ihren schmutzigen Geiz darauf hinarbeiten, unter ungerechten und unehrlichen Vorwänden große Güter zu erwerben, um ihre Vettern, Mätressen und Bastarde damit zu bereichern. Die, welche nur wenig nachdenken, finden es sonderbar, daß die Völker mit soviel Sanftmut und Geduld unter dem Druck dieser Art Herrscher leiden, daß sie nicht die Augen öffnen, um die Laster und Ausschweifungen der Geistlichen zu sehen, welche sie herabwürdigen, und daß sie von einem geschorenen Kopfe ertragen, was sie von einem mit Lorbeeren geschmückten Haupte nicht dulden würden. Dies Phänomen erscheint denen weniger seltsam, welche die Macht des Aberglaubens über die Einfalt und die des Fanatismus über den menschlichen Geist kennen; diese wissen, daß die Religion eine alte Maschine ist, welche sich niemals abnutzen wird, deren man sich zu allen Zeiten bediente, um sich der Treue der Völker zu versichern und um der Unlenksamkeit der menschlichen Vernunft einen Zügel anzulegen; sie wissen, daß der Irrtum die scharfsichtigsten Leute blenden kann und daß es nichts Triumphierenderes gibt, als die Politik derer, die Himmel und Hölle, Gott und Dämonen in Bewegung setzen, um zu ihrem Ziele zu gelangen; wie es wahr ist, daß die wahrhafte Religion selbst, diese reinste Quelle unserer Wohlfahrt, durch einen höchst beklagenswerten Mißbrauch oft der Ursprung und die Ursache aller unserer Leiden wird. . . . Man muß immer sorgsam bei den Geistlichen jeden Ranges den Übermittler des Wortes Gottes,

der die Gebote Gottes verkündet, von dem schlechten Menschen unterscheiden, der nur an die Befriedigung seiner Leidenschaften denkt."

Anti-Machiavel.

„Wenn der Prinz einige Jahre älter sein wird, wird man ihm einen kurzen Überblick über die Philosophen und die verschiedenen Religionen geben können, ohne ihm Haß gegen eine von ihnen einzuflößen, indem man ihm zeigt, daß sie alle Gott anbeten, nur in verschiedener Weise. Er muß nicht zu große Hochschätzung vor dem ihn unterrichtenden Priester haben, vielmehr muß er nur das glauben, was er näher geprüft hat. Ich gehe noch besonders auf die katholische Religion ein. Sie ist ziemlich verbreitet in Schlesien, im Herzogtum Cleve und sonst. Wenn dieses Kind also fanatischer Kalvinist würde, so wäre alles verloren. Es ist daher sogar sehr nötig, den Prediger zu verhindern, in seinem frommen Eifer Beleidigungen gegen die Papisten auszusprechen. Andererseits aber muß der Erzieher seinen Schüler auf seine Art merken lassen, daß nichts gefährlicher ist, als wenn die Katholiken die Oberhand in einem Lande haben, sowohl mit Rücksicht auf ihre Verfolgungen als auf den Ehrgeiz des Papstes, und daß ein protestantischer Fürst weit mehr in seinem Lande Herr ist als ein katholischer Fürst."

Instruktion für den Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm.

„Der gemeinsame Vater aller Gläubigen (der Papst) gestattet in seiner Nachsicht Stätten des Vergnügens und ist zufrieden, wenn nur bezahlt wird. Der gute Vater hat Mitleid mit den Schwächen seiner Kinder und zieht Nutzen aus ihren kleinen Sünden, da sie der Kirche Geld eintragen."

Aus dem fingierten satirischen Brief der Marquise von Pompadour an die Königin von Ungarn.

„Die Katholiken nehmen sich sehr in acht, ihre Frommen heilig zu sprechen, ehe nicht die Genossen ihrer Ausschweifun-

gen, ihre Mätressen, ihre Pagen und ihre Klosterbrüder tot und ordentlich begraben sind."

An den Prinzen von Preußen, 15. Juli 1746.

„Das Gebäude der römischen Kirche beginnt zusammenzubrechen; es zerfällt vor Alter. Das Bedürfnis verschuldeter Fürsten macht sie nach den Reichtümern lüstern, die durch frommen Betrug in den Klöstern aufgehäuft worden sind. Hungrig nach diesen Gütern sinnen sie darauf, sich dieselben anzueignen. Darin besteht ihre ganze Politik. Allein sie sehen nicht, daß sie mit dieser Vernichtung der Trompeten des Aberglaubens und der Schwärmerei die Grundfesten des Gebäudes untergraben, daß der Irrtum verschwinden, der Eifer lau werden und der Glaube aus Mangel an Anfeuerung erlöschen wird. Ein Mönch, an und für sich verächtlich, kann im Staate keine andere Achtung genießen als diejenige, welche ihm das Vorurteil der Heiligkeit seines Amtes verschafft. Der Aberglaube ernährt ihn, die Frömmigkeit ehrt ihn und die Schwärmerei macht ihn zum Heiligen. In allen den Städten, wo die meisten Klöster sind, herrscht auch der meiste Aberglaube und die größte Intoleranz. Man zerstöre diese Behältnisse des Irrtums, und man wird die verderblichen Quellen verstopfen, aus welchen die Vorurteile entspringen, die den Kindermärchen unserer lieben Mutter Glauben und Ansehen verschaffen und aus welchen je nach Bedarf noch neue Märchen hervorgehen. Die Bischöfe, die gewöhnlich vom Volk zu sehr verachtet werden, beherrschen es zu wenig, als daß sie seine Leidenschaften stark reizen könnten und die Pfarrer, wenn auch pünktlich im Zehntensammeln, sind doch zu friedfertige und gute Bürger, um die bürgerliche Ordnung zu beunruhigen. So zeigt sich denn, daß die Mächte, die so starke Neigung nach dem Zuwachse haben, welcher ihre Habsucht reizt, selbst nicht wissen noch wissen werden, wohin dieser Schritt sie führen wird. Sie meinen als Politiker zu handeln und handeln als Philosophen."

An D'Alembert, 2. Juli 1769.

„Wenn man das Gebäude des Unsinns ganz leise und ohne Geräusch untergräbt, so bewirkt man, daß es notwendig von selbst einfällt. Der Papst ist in seiner Lage genötigt, Breven und Bullen zu erlassen, wie seine lieben Söhne sie nur immer von ihm fordern. Seine Macht, die auf dem idealen Ansehen des Glaubens beruht, verliert in eben dem Verhältnis, wie dieser abnimmt. Wenn noch einige Minister, die über die gemeinen Vorurteile hinaus sind, an die Spitze der Nationen kommen, so wird der Heilige Vater Bankerott machen. Schon haben seine Wechsel und Anweisungen ihren Kredit zur Hälfte verloren. Ohne Zweifel wird die Nachwelt den Vorzug genießen, daß sie frei denken kann."

An Voltaire, 13. August 1775.

„Möchte diese Hefe des Menschengeschlechts, die Sie Bischöfe nennen, vernünftig und duldsam werden! Aber ich fürchte, daß es ebenso schwer ist, Ihre Priester menschlich zu machen, als Elefanten sprechen zu lehren . . . . . Als ich geboren wurde, fand ich die Welt in der Sklaverei des Aberglaubens; wenn ich sterbe, werde ich sie ebenso verlassen. Der Grund hierfür liegt darin, daß das Volk ein Dutzend Glaubensartikel wie Pillen verschluckt, und in betreff dessen, was seine Freiheit und seinen Geldbeutel angeht, empfindlicher ist; es bedenkt nicht, daß seine Sklaverei die unausbleibliche Folge ist, wenn es in Dogmen gebettet wird."

An D'Alembert, Januar 1780.

„Ruhig lasse ich die Hure von Babylon auf ihren sieben Bergen thronen. Vertauscht der Papst nur seine Lehrsätze gegen Moral und predigt Barmherzigkeit, so werde ich ebensowenig sein Feind sein wie der Feind des Dalai Lama, der da thronet zu Tibet."

An D'Alembert, 23. Januar 1782.

Friedrich hat Voltaires berüchtigtes Wort écrasez l'infâme übernommen, aber doch nicht in ganz gleichem

Sinn. Zeller bemerkt hierüber das Richtige. Er sagt: „Bei Voltaire hat dieses Wort eine typische Bedeutung: es ist das gemeinsame Feldgeschrei der Freidenker im Kampf gegen den Aberglauben und Fanatismus. Fragt man aber, wo diese ihren Sitz hat, wer die „Infame" ist, die zermalmt werden soll, so lautet die Antwort: die christliche Kirche, die aber für Voltaire und seine Freunde mit der katholischen fast ununterscheidbar zusammenfällt. Friedrich faßt zwar mit Voltaire alles, was ihm an der positiven Religion zum Anstoß gereicht, unter dem Namen der „Infamen" zusammen, zu deren Bekämpfung er auffordert und deren Untergang er herbeiwünscht. Aber auf die Frage, wo diese sei, würde er nicht dieselbe Antwort gegeben haben wie seine Vorgänger. Denn eine Vernichtung des Christentums als solchen hält er weder für möglich noch für wünschenswert . . . . . Sondern die Kirche heißt bei ihm nur so, wiefern sie der Sitz des Aberglaubens, der päpstlichen Herrschsucht und der Unduldsamkeit ist. Diese Eigenschaften legt er aber im wesentlichen nur der katholischen Kirche bei. Die christliche Religion als solche wird von ihm nie „die Infame" genannt . . . . . Auch vom Protestantismus hat er trotz seiner Dogmatik eine viel zu gute Meinung, als daß er ihm jenes ehrenrührige Prädikat hätte geben können; und wenn er auch manche der protestantischen Kirche angehörigen Erscheinungen in diesem Ausdruck ohne Zweifel mit einschloß, so findet sich doch keine Äußerung bei ihm, die uns nötigte, die protestantische Kirche als Ganzes zur infâme zu rechnen. Wo vielmehr dieser Name über die allgemeine Bedeutung einer Personifikation alles Aberglaubens, Pfaffentums und Fanatismus hinausgeht und auf eine bestimmte Religionsgesellschaft bezogen wird, ist es immer nur die katholische Kirche, in der die Infame bei Friedrich ihren Sitz hat."

„Ich wünschte diesem königlichen Hause Preußen, daß es sich ganz aus dem Staube erhebe, in den es gebettet worden ist, damit es die protestantische Religion in Europa und im Deutschen Reiche zur Blüte bringe."

Über die gegenwärtige Politik Preußens.

„Gestern war ich in Heidelberg und habe dort eine Stadt gesehen, die früher ganz zu unserer Religion gehörte, jetzt aber voll von Jesuitenseminaren und katholischen Klöstern ist. Das Herz hat mir darüber geblutet, und ich hatte mehr als einmal den Wunsch, diese Verräter niederzumachen, welche die Unschuldigen verfolgen."

An Wilhelmine von Bayreuth, 4. August 1734.

„Deutschland ist gegenwärtig in einer furchtbaren Krisis. Ich muß allein seine Freiheiten, seine Privilegien und seine Religion verteidigen."

An Wilhelmine von Bayreuth, 1. Juli 1757.

„Die Freiheit Deutschlands und die Sache des Protestantismus . . . . . steht auf dem Spiel."

An Wilhelmine von Bayreuth, 13. Juli 1757.

„Daß die Schulmeister auf dem Lande die Religion und die Moral den jungen Leuten lehren, ist recht gut, und müssen sie nicht davon abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen; denn die evangelische Religion ist die beste und weit besser wie die katholische. Darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten, und sie soweit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht morden. Diebereien werden indessen nicht aufhören, das liegt in der menschlichen Natur." An Zedlitz, 5. September 1779.

„Man braucht weder Luther noch Calvin, um Gott zu lieben." An Beausobre, 30. Januar 1737.

(Das Gerücht, die Schwester Friedrichs in Bayreuth wolle übertreten, wird zurückgewiesen) „bevorab da Unser königliches Kurhaus eines derjenigen ist, wovon man kein Exempel

eines Absprungs von der seit Saeculis her bei demselben bekannten protestantischen Religion aufzuführen weiß und die göttliche Providenz, wie Wir inbrünstig wünschen und hoffen, selbiges davor bewahren wird."

An den Reichstagsgesandten, 1. März 1755.

„Die Fürsten des Nordens haben unstreitig große Verpflichtungen gegen Luther und Calvin, im übrigen arme Schlucker, durch die sie aus dem Joch der Priester und der römischen Kurie befreit wurden und denen sie eine beträchtliche Vermehrung ihrer Einkünfte aus der Säkularisation der Kirchengüter zu verdanken haben. Indes ist ihre Religion von Abergläubischen und Scheinheiligen nicht gesäubert."

An Voltaire, 14. Mai 1737.

„Die katholische Religion, welche sich auf den Trümmern der jüdischen und der heidnischen erhoben hatte, bestand seit fünfzehn Jahrhunderten; schmiegsam und sanft unter den Verfolgungen, aber hochmütig nach ihrer Befestigung, verfolgte sie nun ihrerseits. Alle Christen waren dem Papste unterworfen, den sie für unfehlbar hielten; seine Macht ward dadurch eine ausgebreitetere als die der unumschränktesten Fürsten. Ein einfacher Mönch erhob sich gegen eine so festgegründete Macht, und die Hälfte von Europa schüttelte das Joch von Rom ab. Alle zu dieser außerordentlichen Veränderung beitragenden Gründe, die schon lange bestanden, bevor sie sich Bahn brach, bereiteten die Geister schon vor zu dieser Entwicklung. Die christliche Religion war so entartet, daß man die Grundzüge ihrer ersten Stiftung nicht mehr darin erkannte. Nichts kommt in ihrem Ursprung der Heiligkeit ihrer Moral gleich; aber der Hang des menschlichen Herzens zur Schlechtigkeit verdarb sie bald in der Ausübung. So sind die reinsten Quellen des Guten der Grund aller Arten von Übel für die Menschen geworden; diese Religion, welche Menschlichkeit, Barmherzigkeit und Geduld lehrte, befestigte sich durch Feuer und Schwert; die Priester der Altäre, deren

Los Heiligkeit und Armut sein sollten, führten ein schändliches Leben; sie erwarben Reichtümer; sie wurden ehrsüchtig; einige von ihnen wurden mächtige Fürsten. Der Papst, der ursprünglich von den Kaisern abhing, maßte sich die Macht an, sie zu erneuern und abzusetzen; er schleuderte Bannflüche, belegte Königreiche mit dem Interdikt, und er trieb die Dinge soweit, daß endlich die Welt auf irgend eine Art gegen so viele Mißbräuche sich empören mußte. Die Religion veränderte sich ebenso wie die Sitten; sie verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr von ihrer natürlichen Einfalt und ward durch die viele Schminke unkenntlich. Alles, was man ihr beifügte, war nur das Werk der Menschen; es mußte vergehen wie sie . . . . . (folgt die Aufzählung von Konzilsbeschlüssen) . . . . . Einige Einsiedler stifteten religiöse Orden und machten das Leben, welches in Tätigkeit verbracht werden soll zum Wohle der bürgerlichen Gesellschaft, zu einem rein beschaulichen; die Klöster vermehrten sich in Unzahl, und ein großer Teil des menschlichen Geschlechts ward darin begraben. Kurz, man erfand alle Arten von Trugmittel, um den guten Glauben der Menge zu täuschen; und die falschen Wunder wurden beinahe alltägliche. Indessen konnte nicht durch Veränderungen, welche den Gegenstand des Glaubens betrafen, die Reformation in der Religion zustande kommen; unter den denkenden Leuten richtet die Mehrzahl ihren ganzen Scharfsinn auf die Seite des Eigennutzes und Ehrgeizes; wenige beschäftigen sich mit abstrakten Begriffen, und noch wenigere denken über so wichtige Gegenstände gründlich nach; nur das Volk, der ansehnlichste, zahlreichste und unglücklichste Teil der Gesellschaft, folgt den Eindrücken, die man ihm gibt. Ganz anders verhielt es sich mit der tyrannischen Gewalt, welche die Geistlichkeit über die Gewissen ausübte; die Priester beraubten die Menschen ihrer Güter und ihrer Freiheit; diese Knechtschaft, die mit jedem Tage drückender wurde, erregte schon Murren. Der dümmste Mensch wie der klügste merkt, sobald er Gefühl hat, das Übel, das er duldet; alle streben nach Wohlbefinden; sie halten eine Zeitlang aus, zuletzt aber reißt ihnen die Geduld; und die Bedrückungen, welche so viele

Völker erlitten, würden unfehlbar Veranlassung zu einer Reformation gegeben haben, wenn auch nicht die durch innere Zerwürfnisse tief zerrüttete römische Klerisei selbst das Signal zur Befreiung gegeben hätte, indem sie das Banner der Empörung gegen den Papst erhob. Die Waldenser, die Wiclifiten und die Hussiten hatten schon angefangen, sich zu regen; aber Luther und Calvin, ebenso mutig und unter günstigeren Umständen geboren, vollendeten endlich dieses große Werk. Die Augustiner waren im Besitz des Ablaßhandels; der Papst beauftragte die Dominikaner, denselben zu predigen, was einen wütenden Streit zwischen diesen beiden Orden erweckte. Die Augustiner schrien gegen den Papst; Luther, der zu ihrem Orden gehörte, griff mit Heftigkeit die Mißbräuche der Kirche an; er riß mit kühner Hand einen Teil der Binde des Aberglaubens herunter; er wurde bald das Haupt einer Partei; und da seine Lehre den Bischöfen ihre Einkünfte und den Klöstern ihre Reichtümer nahm, so folgten die Fürsten in Menge diesem neuen Bekehrer. Die Religion nahm jetzt eine neue Gestalt an und näherte sich wieder ihrer einstigen Einfalt. Hier ist nicht der Ort, zu untersuchen, ob es nicht besser gewesen wäre, ihr mehr Pomp und äußeren Schein zu lassen, damit sie um so mehr dem Volk imponiere, welches nur nach den sinnlichen Eindrücken urteilt; es scheint, daß ein rein geistiger Kultus und besonders einer, wie der der Protestanten ist, für materielle und rohe Menschen, die unfähig sind, sich mit ihren Gedanken bis zur Anbetung der erhabensten Wahrheiten zu erheben, nicht geeignet ist. Die Reformation war der Welt nützlich, und vor allem den Fortschritten des menschlichen Geistes. Die Protestanten, über Dinge des Glaubens nachzudenken genötigt, warfen plötzlich die Vorurteile der Erziehung ab und genossen die Freiheit, sich ihrer Vernunft zu bedienen, dieses Wegweisers, der den Menschen zur Leitung gegeben ist und von dem sie wenigstens bei der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens Gebrauch machen sollten. Die heftig angegriffenen Katholiken mußten sich verteidigen; die Geistlichen studierten und rissen sich aus der gräßlichen und schimpflichen Unwissen-

heit heraus, in welcher sie beinahe alle verkamen. Gäbe es nur eine Religion in der Welt, so würde sie stolz und ohne Maß despotisch sein; die Geistlichen wären ebenso viele Tyrannen, welche, ihre Strenge an dem Volke ausübend, nur gegen ihre eigenen Verbrechen Nachsicht haben würden; Glaube, Ehrsucht und Politik würden ihnen die ganze Welt unterwerfen. Jetzt, da es mehrere gibt, kann sich keine der Sekten ungestraft von dem Wege der Mäßigung entfernen; das Beispiel der Reformation ist ein Zaum, der den Papst verhindert, sich seinem Ehrgeize zu überlassen, und er fürchtet mit Recht den Abfall seiner Glieder, sobald er seine Macht mißbraucht; auch ward er mit den Exkommunikationen sparsamer, seitdem ein solcher Schritt ihm Heinrich VIII. und das Königreich England entriß. Die katholische und die protestantische Geistlichkeit, die sich mit einer gleich kritischen Stimmung beobachten, sind beiderseits genötigt, wenigstens den äußeren Anstand zu bewahren; so bleibt alles im Gleichgewicht; ein Glück, wenn Parteigeist, Fanatismus und Verblendung sie nie wieder in Kriege stürzen, deren Erbteil die Wut ist und die Christen niemals miteinander führen sollten. Betrachtet man die Religion einfach von der Seite der Politik, so scheint es, daß die protestantische für die Republiken und für die Monarchien die angemessenste ist; sie verträgt sich am besten mit dem Geiste der Freiheit, der das Wesen der ersteren ausmacht; denn in einem Staate, wo man Kaufleute, Landleute, Handwerker, Soldaten, mit einem Wort Untertanen braucht, müssen Bürger, die das Gelübde tun, das menschliche Geschlecht vergehen zu lassen, sicherlich schädlich werden. In den Monarchien ist die protestantische Religion, die sich über niemand erhebt, ganz und gar der Regierung unterworfen, während die katholische noch einen geistlichen, allmächtigen, in Komplotten und Ränken fruchtbaren Staat errichtet in dem zeitlichen Staate der Fürsten; die Priester, welche die Gewissen beherrschen und keinen anderen Oberen als den Papst haben, sind mehr Herrscher über die Völker als der regierende Fürst; und durch eine geschickte Vermengung der göttlichen

Dinge mit dem Ehrgeize der Menschen ist der Papst sehr oft in Streit geraten mit den Souveränen über Dinge, die nichts zu schaffen hatten mit der Kirche . . . . . Die Reformation konnte nicht alle Irrtümer zerstören; obgleich sie dem Volke die Augen öffnete über eine unendliche Menge von abergläubischen Dingen, so erhielten sich doch noch viele andere durch die große Neigung des menschlichen Geistes zum Irrtum."

Von der Religion unter der Reformation.

„Ein sächsischer Mönch, mutig bis zur Verwegenheit, von mächtiger Einbildungskraft, klug genug, um die Gärung der Geister zu benutzen, wurde das Haupt einer Partei, die sich gegen Rom erklärte; dieser Bellerophon erlegte die Chimära, und der Zauber war zerstört. Will man sich bei den plumpen Grobheiten des Stils aufhalten, so erscheint Martin Luther nur als ein polternder Mönch, als ein roher Schriftsteller eines noch wenig aufgeklärten Volkes. Wenn man ihm mit Recht Heftigkeiten und sogar zahllose Beschimpfungen vorwirft, so muß man bedenken, daß die, für welche er schrieb, nur durch Verwünschungen warm wurden und Gründe nicht begriffen. Betrachten wir aber im ganzen das Werk der Reformation, so muß man zugeben, daß der menschliche Geist ihren Bemühungen einen Teil seiner Fortschritte zu verdanken hat; sie haben uns von einer Menge Irrtümer befreit, die den Geist unserer Väter verfinsterten. Indem sie ihre Gegner vorsichtig machten, erstickten sie neue Keime des Aberglaubens, und weil man sie verfolgte, wurden sie duldsam. Nur in der geheiligten Freistätte dieser in den protestantischen Staaten eingeführten Duldung hat sich die menschliche Vernunft entwickeln können, konnten Weise die Philosophie kultivieren und haben sich die Grenzen unserer Kenntnisse erweitert. Hätte Luther nichts getan, als die Fürsten und die Völker aus der Knechtschaft befreit, worin der Hof von Rom sie hielt, so würde er verdient haben, daß man ihm Altäre errichtete wie dem Befreier des Vaterlands; und hätte er nur

die Hälfte des Schleiers von Aberglauben zerrissen, welche Erkenntnis der Wahrheit verdankte man ihm dadurch nicht!"

Vorwort zu dem Auszug aus Fleurys Kirchengeschichte.

Hinsichtlich der Ethik Friedrichs ist in unserem Zusammenhang wichtig, daß wir ein Schwanken zwischen Theonomie und Autonomie konstatieren können.

„Nur Heuchler jagen in dem schlechten
Gewühl von Hoffnung und von trüber Furcht nach Licht.
Selbstsüchtige! Ihr kennt die wahre Tugend nicht,
Ihr wollt mit Paradies und Hölle rechten;
Ihr wollt nur Lohn. Euch leitet keine Pflicht;
Ihr dämpft nur, weil euch Teufel strafen möchten,
In schwarzer Brust der Laster regen Trieb
Und überredet euch, die Tugend sei euch lieb.
Nie hat ein edler Mann gefragt, ob andre Welten
Die Tugend, der er folgt, vergelten,
Ob sie dem Laster, das er fliehet, drohn.
Er findet in sich selbst den reinsten, höchsten Lohn.
Und mag auch immerhin ihn einen Toren schelten
Der groben Sinnlichkeit, des Wuchers list'ger Hohn;
Das Gute tut er um des Guten willen,
Nicht um die niedre Gier der Selbstsucht nur zu stillen.
Er haßt das Laster, das sich selbst am Herzen frißt;
Er liebt die Tugend, weil sie liebenswürdig ist;
Er übt der Wahrheit treu mit Kraft und Ernst das Gute,
Was der Gesellschaft nützt; er beut mit heit'rem Mute
Die Hand dem Tod, der ihn als Freund begrüßt,
Der nicht mit des Gewissens Dornenrute
Ihn peinigt, und er weiß, er wird unsterblich sein
Mit Wirkungen, die sich an seine Taten reihn.
Dies ist die einzige und wahre
Unsterblichkeit, die nie der Tod zerstört.
Was man von einer andren hört,
Kommt hier auf Erden nie ins Klare.

Zu unserm Glück genügt, was die Moral uns lehrt.
Die Zeit ist nah, wo an dem Hochaltare
In jedem Tempel nur der goldne Spruch erscheint:
In seinen Werken lebt der wahre Menschenfreund."

An Keith.

„Vergleichen wir die in Voltaires Werken verbreitete Moral mit der seiner Verfolger. Die Menschen sollen sich wie Brüder lieben, sagt er; ihre Pflicht ist, sich gegenseitig die Lasten des Lebens tragen zu helfen, wo die Summe der Leiden die der Freuden überwiegt; ihre Meinungen sind so verschieden wie ihre Physiognomien; weit entfernt, sich zu verfolgen, weil nicht einer denkt wie der andere, sollen sie sich darauf beschränken, das Urteil derer, die im Irrtum sind, durch Beweisgründe zu berichtigen, ohne Feuer und Schwert an deren Stelle treten zu lassen; mit einem Wort, sie sollen sich so gegen ihre Nächsten betragen, wie sie wünschen, daß diese sich gegen sie betragen. Ist es nun Herr von Voltaire, der spricht, oder ist es der Apostel St. Johannes oder ist es die Sprache des Evangeliums? Setzen wir hier die ausübende Moral der Heuchelei oder des falschen Eifers entgegen; sie drückt sich folgendermaßen aus: vernichten wir diejenigen, die nicht so denken, wie wir wollen, daß sie denken sollen; schlagen wir die zu Boden, die unseren Ehrgeiz und unsere Laster enthüllen, daß Gott sei der Schild unserer Niederträchtigkeiten; mögen die Menschen sich zerreißen, mag das Blut fließen, was liegt daran, wenn nur unser Ansehen wächst? Machen wir Gott unversöhnlich und grausam, damit die Einnahme der Zollhäuser des Fegefeuers und des Paradieses unsere Einkünfte vergrößere. So dient oft die Religion den Leidenschaften der Menschen als Vorwand, wie durch ihre Verderbtheit die reinste Quelle des Guten zu der des Bösen wird."

Lobrede auf Voltaire.

„Wenn es auch keine Gerechtigkeit auf Erden und keinen Gott im Himmel gibt, ist die Tugend nur um so unentbehr-

licher für den Menschen; sie sollte die einzige Triebfeder unserer Handlungen sein; denn Tugend und Vernunft sind dasselbe; nur die Vernunft erhebt uns über die Tiere, nur die Herzensgüte nähert uns der Gottheit."

Anti-Machiavel.

„Tugenden und Laster sind Begriffe, die nur im Verhältnis zum Leben der Gesellschaft gelten, dagegen die Gottheit in keiner Weise ehren noch verletzen."

Zu Luccheſini.

„Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es durch Wohltaten, die sie den Menschen erweisen."

Fürstenspiegel.

„Weilen ein Bursche, der nicht Gott fürchtet, schwerlich seinem Herrn treu dienen und seinem Vorgesetzten rechten Gehorsam leisten wird; als sollen die Offiziers den Rekruten wohl einschärfen eines christlichen und ehrbaren Wandels sich zu befleißigen."

Kavallerie-Reglement.

„Der lebendige Glaube ist nicht meine Sache; aber die christliche Moral ist die Richtschnur meines Lebens."

Prüfung des Versuchs über die Vorurteile.

„Die Menschlichkeit ist die wahre Religion."

Fürstenspiegel.

---

c) Toleranz und Humanität.

Der Toleranzgedanke ist in dem Gewebe der religionsphilosophischen Gedanken Friedrichs der Kulminationspunkt. Alles was bisher referierender- und zitierenderweise gesagt worden ist, verknüpft sich hier. Was bei der Betrachtung seiner Proklamation der Toleranz zunächst auffällt, ist

deren große Energie. Gefordert war Toleranz gerade in jener Zeit von mannigfachen Stimmen worden — bei Friedrich wird sie zur Tat. Der Wille zur Toleranz fließt aus Friedrichs gesamter Kraftnatur. Diesen Willen zur Toleranz hat er durchgesetzt nicht nur in seinem Staat, sondern in der Kulturwelt. An dieser Stelle kommt für uns nur die theoretisierende Seite in Betracht, die Toleranzidee selber, nicht aber die praktische Durchführung. Der Motive zur Toleranz sind bei Friedrich viele. Sie sind hauptsächlich philosophischer, politischer und sittlich-religiöser Art. Nichts ist nach Friedrich der Natur, der Vernunft, der Philosophie und den Grundsätzen christlicher Moral mehr zuwider als Gewissenszwang. Friedrich, der selbst so viel Zwang im Studium, Zwang im Glauben, Zwang in der Lebenshaltung, Zwang im Heiraten erfahren hat, tritt nachdrücklichst ein für das Recht des Individuums auf Freiheit. „Weil er sich seiner eigenen Unvollkommenheit in der Erkenntnis der Wahrheit bewußt war, bewies er fremden Irrtümern eben die Nachsicht, die er für die seinigen glaubte ansprechen zu dürfen; weil er selbst die geistige Freiheit als ein unveräußerliches Recht behauptete, respektierte er dasselbe auch bei jedem seiner Mitmenschen; weil er selbst die Unmöglichkeit fühlte, seine Überzeugung durch irgend ein Gebot oder Verbot regeln zu lassen, kam es ihm auch nicht in den Sinn, andern einen Zwang aufzuerlegen, der dasselbe gleich Unmögliche von ihnen gefordert hätte." (Johannsen.) Es war nicht bloß eine Phrase, sondern aus der Erfahrung mancher Anfeindung heraus gesprochen, wenn er, der Landesherr, auch für seine Ansichten seitens der Untertanen Toleranz begehrt. Ein Motiv für Friedrichs Toleranzidee war ferner die Stimmung der Zeit, die sich in einer allgemeinen Erschlaffung des konfessionellen Sonderbewußtseins, in dem offenen Abscheu gegen die Greuel der Religionskriege und in allerlei programmatischen Forderungen der Theoretiker aussprach. Ein weiteres Motiv war sein Agnostizismus und Skeptizismus; denn die Metaphysik, auch die der konfessionell verschiedenen Dogmen, ist uns ein verschlossenes Land. Alle Menschen sind dem Irr-

tum unterworfen. Wir müssen im Zusammenhang damit berücksichtigen seinen Indifferentismus gegenüber der Glaubenslehre, seine Verachtung des Aberglaubens als einer ganz minderwertigen Größe — hier zeigt sich die Toleranz so recht als „Dulden" und „Ertragen"; dazu seine Hochschätzung der Moral als eines interkonfessionellen und überdogmatischen Einheitsbandes. Dazu kommen Opportunitätsrücksichten und Staatsklugheit, in Verbindung damit das philosophische Theorem vom Staatsvertrag. Es gilt für die Zahl wie für die Ruhe der Bevölkerung in jeder Weise zu sorgen; nur dazu ist der Fürst kraft gegenseitigen Vertrags berufen. Jeder Bürger hat das Menschenrecht auf freie Überzeugung, wenngleich nicht unbedingt auf freie Tat. Der Staat ist konfessionslos; die Zugehörigkeit zum Staat ist nicht von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession abhängig. Der Regent hat schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger. Religionsfreiheit ist nicht, wie man treffend bemerkt hat, freiwilliges Geschenk des Fürsten, sondern unverlierbares Eigentum des Volkes. Glaube und Überzeugung sind kein Gegenstand von Zwangsbestimmungen. Eine bloß politische, wie man behauptet hat, ist die Toleranz Friedrichs deswegen durchaus nicht. Es sind weiter nicht zu vergessen praktisch-moralische Motive; denn die unbedingte Pflicht eines Fürsten ist es, für Glück und Wohlergehen seiner Mitmenschen und Untertanen zu sorgen. Solches Glück besteht aber zum guten Teil in religiösem Frieden und hängt davon ab. Alle diese genannten Momente fließen zusammen und kristallisieren sich kraft einer „schöpferischen Synthese" zu Friedrichs Toleranzidee. Eben damit glaubte Friedrich das höchste Werte-Gebot zu erfüllen, das Gebot wahrer Humanität. „Die Menschlichkeit ist die wahre Religion." Wer dagegen noch die Wut des hitzigen Fanatismusfiebers in sich hat, ist nach Friedrich nur ein halber Mensch. Hier liegt aber zugleich auch die Schranke der friderizianischen Toleranztheorie. Schrempf unterscheidet minderwertige und vollwertige Toleranz. Letztere hat nur, wer es „zum voraus für selbstverständlich hält, daß er ebenso

gut der Empfangende werden könnte, wie er der Gebende zu sein hofft." In diesem hohen Sinn findet sich Toleranz bei Friedrich nicht. Nicht als ob die Toleranz Friedrichs nicht ethischen Charakter trüge. Diesen tragen vielmehr ihre Motive zum Teil und auch ihre praktische Durchführung, letztere hauptsächlich in Form der Zurückhaltung und Selbstverleugnung unter gleichzeitigem Kopfschütteln der französischen Freunde. Aus ethischer Tat geboren wurde Friedrichs Toleranz in ethischer Tat verwirklicht. Aber von der Duldung des Verachteten zum Vollmaß der Achtung im Sinne Schrempfs ist Friedrich nicht fortgeschritten. Über formale Hochachtung der fremden Überzeugung als solcher bei gleichzeitiger Mißachtung ihres Inhalts ist er nicht hinausgekommen. Und doch war trotz alledem seine Toleranz eine geniale, heroische Geistes- und Kulturtat.

„Alle Religionen seindt gleich und guht, wan nuhr die leute so sie profesiren, Erlige leute seindt, und wen Türken und Heiden kähmen und wolten das Land pöpliren, so wollen wir sie Mosqueen und Kirchen bauen."

Marginale.

„Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Faßon Selich werden."

Marginale.

„Sie mögen nach Ihrer façon beten, und Mus man Sie bei ihre gebreuche lassen."

Marginale.

„In meinem Lande seindt alle Religionen frei. "

Marginale.

„Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen

dummes und törichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen; denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden."

Marginale.

„Jeder muß bei seiner Art Gott zu dienen ungekränkt gelassen werden, solange die gemeine Ruhe nicht dadurch gestört wird."

Verfügung.

„Gute Mores ist das erste vor einen Dorfpriester, und wenn er den Bauern gefällt, so muß man sie nicht schikanieren."

Verfügung.

„Aller maßen überhaupt evitieret werden muß, Leuten, so dieser miserablen Sekte (Herrnhuter) zugetan, in den Kopf zu bringen, als ob man solche soviel achtete, daß man sie deshalb verfolgte und sie durch Gewalt von ihren Irrtümern zurückbringen wolle, da die Erfahrung durch alle Zeiten gelehrt hat, daß, wenn Leute, so in die ridikülsten Irrtümer verfallen, durch Bedruck und Verfolgung zurechtgebracht werden sollen, selbige sich um so mehr darin opiniatrieret haben."

Verfügung.

„Es gibt in dem geistlichen Stande ein gewisses Proletariat, bei dem es nicht der Mühe wert ist, daß man sich herablasse von seinen Streitigkeiten Kenntnis zu nehmen. Ich erlaube diesen Leuten gerne, ihre Religion zu lehren, und gönne dem Volke den Glauben daran; denn es liegt nicht in meinem Charakter, jemanden zu zwingen, aber dieser nämliche Charakter, der mich zum Verteidiger der Freiheit macht, treibt mich auch, die Verfolgung und die Verfolger zu hassen."

An Voltaire, 9. September 1736.

„Die Philosophie, die den Geist erleuchtet, begründet Fortschritte in der Erkenntnis des Menschenherzens, und die

kernhafte Frucht, die daraus erwächst, muß eine liebevolle Duldsamkeit gegen die Schwächen, Fehler und Laster der Mitmenschen sein."

An Voltaire, 25. Dezember 1738.

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als das Glück meiner Untertanen so groß zu machen, als es die Lage jedes Individuums gestattet. Da die Ruhe der freien Ausübung der Religion nach der Meinung der Menschen einen Teil ihres Glückes ausmacht, so werde ich niemals von dem festen Entschluß abgehen, den ich gefaßt habe, jede Religion in ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten. Die Streitigkeiten der Priester gehören nicht zur Zuständigkeit der Fürsten, und leichtfertige Wortwechsel für nichtige Beweisgründe oder unwürdige Wortspiele gläubiger Köpfe werden mich niemals verführen, parteiisch unter den verschiedenen Parteien zu sein, welche die meiste Zeit wütend gegen einander sind aus Fanatismus und Torheit. Die Humanität muß die erste Tugend jedes ehrenwerten Menschen und, wie ich glaube, jedes Christen sein. Die Stimme der Natur, welche die Grundlage der Humanität ist, will, daß wir uns alle lieben und daß wir wechselseitig unser Wohlergehen fördern. Das ist meine Religion."

An Sinzendorf, 29. Oktober 1741.

„Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in Ihrem Lande, die in der Rechtschaffenheit und allen sittlichen Tugenden besteht. Es ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben, besonders der Menschlichkeit zu befördern, welche die Haupttugend jedes denkenden Geschöpfes ist. Die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen. In diesem Stück sind wir alle blind und irren auf verschiedenen Wegen. Wer unter uns wäre so kühn, daß er den rechten bestimmen wollte! Hüten Sie sich also vor dem Fanatismus in der Religion, der Verfolgungen bewirkt. Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es durch Wohltaten, die sie den Menschen erweisen, nicht aber durch Gewalttätigkeiten, die sie an eigensinnigen Köpfen ausüben. Wenn selbst

die wahre Religion, welche die Menschlichkeit ist, Sie nicht zu dieser Regierung bewegen könnte, so müßte das Ihre Politik tun."

An Karl Eugen von Württemberg, 6. Februar 1744.

„Nun zweifle ich keineswegs, E. Kais. und Kön. Maj. werden Mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen und von Mir glauben, daß die Rücksicht auf Religionsvorteile bei Mir weder in Administration der Justiz noch in Distribution der Gnaden den allergeringsten Eindruck mache. Von Meinen Untertanen fordere Ich weiter nichts als bürgerlichen Gehorsam und Treue. Solange sie hierunter ihre Pflicht beobachten, erachte Ich Mich hinwiederum verbunden, ihnen gleiche Gunst, Schutz und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, von was vor spekulativen Meinungen in Religions-Sachen sie auch sonsten eingenommen sein möchten. Diese zu beurteilen und zu richten überlasse Ich lediglich demjenigen, welcher über die Gewissen der Menschen allein zu gebieten hat und von dem Ich Mir so verkleinerliche Vorstellungen nicht machen kann, daß ich glauben sollte, daß er zu Ausführung seiner Sache menschliche Assistenz vonnöten hätte."

An Maria Theresia, 18. Juni 1746.

„Erinnern Sie sich daran, daß, wenn der falsche Eifer das Erbteil des Fanatismus ist, die Mäßigung das wahrer Christen ist."

An Chambrier, 20. August 1748.

„Ich betrachte die Arbeiten unserer Philosophen als sehr nützliche, weil sie die Menschen wegen ihres Fanatismus und ihrer Intoleranz beschämen müssen und weil man der Menschheit dient, wenn man diese grausamen und schrecklichen Torheiten bekämpft, die unsere Vorfahren in reißende Tiere verwandelt haben. Den Fanatismus zerstören heißt die unheilvollste Quelle der Zwistigkeiten und der Haßausbrüche aus-

trocknen, die dem Gedächtnis Europas noch gegenwärtig sind und deren blutige Spuren man noch bei allen Völkern entdeckt."

An Voltaire, Dezember 1766.

„Ich selbst — nun mein Glaube ist lau, und ich toleriere, vorausgesetzt, daß man auch mich toleriert, die ganze Welt, und ich bekümmere mich übrigens nicht darum, was andere für Überzeugungen haben."

An Voltaire.

„Die Toleranz muß in einer Gemeinschaft jedem die Freiheit sichern zu glauben, was er will; aber diese Toleranz darf sich nicht soweit erstrecken, daß sie die Frechheit und Unverschämtheit junger, unbesonnener Leute gutheißt, welche kühnlich dem Hohn sprechen, was das Volk verehrt."

An Voltaire, 13. August 1766.

„Die christliche Religion verabscheut das Blutvergießen. Sie haßt die Gewalt, und der Geist der Toleranz belebt sie. Die ersten Christen waren die friedsamsten Menschen, die sich in der Welt befanden. Sie bedauerten die Ketzer und suchten dieselben zu bekehren, aber sie verfolgten sie nicht; und katholische Christen sollten ihresgleichen, Christen, die freie Übung eines Glaubens nicht gönnen, dessen wesentliche Artikel ihnen gemein sind?"

An die polnischen Konföderierten, 1769.

„Man muß schonen, was das Publikum verehrt, und kein Ärgernis machen. Hält man sich auch für klüger als andere, so muß man doch aus Artigkeit oder aus Mitleid für ihre Schwäche ihre Vorurteile nicht anrühren."

An Voltaire, 7. Juli 1770.

„Man kann verschiedener Meinung sein, ohne sich zu hassen, jedenfalls ohne sich zu verfolgen. Ich habe den Verfasser des „Système de la nature" widerlegt, weil seine

Gründe mich nicht überzeugt haben; jedoch würde ich, wenn man ihn verbrennen wollte, Waſſer herzutragen, um ſeinen Scheiterhaufen zu löſchen."

An D'Alembert, 18. Oktober 1770.

„Ich laſſe einen jeden Gott verehren, wie es ihm beliebt, und laſſe jeden ſelbſt den Weg wählen, um in das unbekannte Land des Paradieſes oder der Hölle zu gelangen."

An D'Alembert, 30. Dezember 1782.

„Ich wünſchte mir nichts mehr als ein edles, kühnes, freidenkendes Volk zu beherrſchen, ein Volk, das Macht und Freiheit hat zu denken und zu handeln, zu ſchreiben und zu ſprechen."

Thronrede.

„Der Fürſt darf den Glauben ſeiner Völker nicht antaſten und muß dieſe wie ihre Geiſtlichen zum Geiſte der Milde und Duldung erziehen."

Anti-Machiavel.

„Mir ſcheint, daß man einige Nachſicht mit Meinungsirrtümern haben müſſe, ſobald dieſe keine Herzensverderbnis nach ſich ziehen, und daß das Volk einen ungläubigen Fürſten, aber redlichen Menſchen, der es glücklich macht, lieber haben könne als einen verräteriſchen und bösartigen Orthodoxen. Es ſind nicht die Gedanken der Fürſten, ſondern ihre Handlungen, welche die Menſchen beglücken."

Anti-Machiavel.

„Es gibt keine Religion, die in betreff der Moral ſich weit von den übrigen entfernt; ſie können alſo der Regierung alle gleich ſein, die folglich einem jeden die Freiheit läßt, auf welchem Wege es ihm gefällt, in den Himmel zu kommen; ein guter Bürger zu ſein, iſt alles, was man von ihm verlangt. Der falſche Eifer iſt ein Tyrann, der die Länder ent-

völkert; die Duldsamkeit ist eine zärtliche Mutter, welche sie pflegt und gedeihen läßt."

Von der Religion unter der Reformation.

„Es gibt wenige Länder, wo die Bewohner in bezug auf Religion gleicher Meinung sind. Oft sind ihre Ansichten ganz verschieden; es gibt davon sogenannte Sekten. Es entsteht also die Frage: müssen alle Untertanen gleich denken oder kann man jedem gestatten nach seiner Weise zu denken? Finstere Staatsmänner werden antworten: es muß nur eine Meinung in der Welt herrschen, damit die Bürger durch nichts getrennt werden. Der Theologe fügt hinzu: wer nicht denkt wie ich, ist verdammt, und es schickt sich nicht für meinen Landesherrn, ein König von Verdammten zu sein; man muß sie also aus dieser Welt schaffen, damit sie in einer anderen um so glücklicher werden. Hierauf ist zu erwidern, daß die Gesellschaft niemals einstimmig denken wird; daß bei den christlichen Nationen die meisten Anthropomorphiten, bei den Katholiken die meisten Götzendiener sind; denn man wird mich niemals überreden, daß der gemeine Mann einen Unterschied zwischen Latrie und Hyperdulie zu machen wüßte; er betet in gutem Glauben das Bild an, das er anruft. Es gibt also in allen christlichen Kirchen viele Ketzer; und überdies glaubt jeder das, was ihm als das Wahrscheinlichste erscheint. Man kann wohl einen armen Unglücklichen zwingen, eine gewisse Formel herzusagen, der er innerlich nicht beipflichtet; aber was gewinnt damit der Verfolger? Wenn man bis zur Quelle der bürgerlichen Gesellschaft zurückgeht, so ist es ganz deutlich zu erweisen, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger hat. Müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich einbilden wollte, daß Menschen zu einem ihresgleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sein möchten, und wir geben dir die Macht unsere Gedanken zu lenken, wie du willst? Sie haben im Gegenteil gesagt: wir brauchen dich, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, denen wir gehorchen wollen, um

uns weise zu regieren und uns zu verteidigen; im übrigen verlangen wir von dir, daß du unsere Freiheit achtest. Hiermit ist das Urteil gesprochen, wogegen keine Erinnerung erhoben werden kann; und diese Duldsamkeit ist der Gesellschaft, in welcher sie eingeführt ist, so vorteilhaft, daß sie das Glück des Staates ausmacht. Sobald jeder Gottesdienst frei ist, ist alles ruhig; dagegen hat Verfolgung zu den blutigsten, längsten und verderblichsten Bürgerkriegen Anlaß gegeben. Das geringste Übel, welches Verfolgung nach sich zieht, ist die Auswanderung der Verfolgten; durch den Widerruf des Edikts von Nantes hat die Bevölkerung in einigen Provinzen Frankreichs gelitten und leidet noch immer."

Über Regierungsformen und Regentenpflichten.

„Katholiken, Lutheraner, Reformierte und Juden und zahlreiche andere christliche Sekten wohnen in diesem Staate und leben in Frieden. Wenn der Herrscher von schlecht angebrachtem Eifer getrieben sich einfallen ließe, sich für eine dieser Religionen zu erklären, so würden sich erst Parteien bilden, Streitigkeiten entstehen, allmählich Verfolgungen anfangen, und schließlich würde die verfolgte Religion das Vaterland verlassen und Tausende von Untertanen würden unsere Nachbarn durch ihre Zahl und ihren Gewerbefleiß bereichern . . . Man schließt dem ersten, der einen Bürgerkrieg entfachen will, den Mund, und man macht die Meinungen der Neuerer lächerlich, wie sie es verdienen. Ich bin neutral zwischen Rom und Genf."

Testament.

Literatur.

Die Literatur über Friedrich den Großen ist fast unübersehbar. Die biographischen Darstellungen (Kugler, Macauly, Carlyle, Oncken, Winter, Petersdorff, Wiegand, Hein-Bremen, Bitterauf usw.) befassen sich alle mehr oder minder mit Friedrichs religiösen Äußerungen. Als besonders wertvolle Autoren in dieser Hinsicht sind zu nennen Preuß („Friedrich d. Gr." 1832/34) und Koser („Friedrich d. Gr. als Kronprinz", „König Friedrich d. Gr." bezw. jetzt „Geschichte Friedrichs d. Gr.", 4./5. Auflage, 1912/13). Was die Ausgaben der Werke Friedrichs betrifft, so steht noch immer obenan Preuß „Oeuvres de Frédéric le Grand" 1846/57 (hier die philosophischen Schriften und Korrespondenzen mit Voltaire, D'Argens und D'Alembert besonders beachtenswert); sodann Koser „Unterhaltungen mit Friedrich d. Gr., Memoiren und Tagebücher von Catt" 1884; Koser „Briefwechsel Friedrichs d. Gr. mit Grumbkow und Maupertuis" 1898; Koser-Droysen „Briefwechsel Friedrichs d. Gr. mit Voltaire" 1908; Lehmann „Preußen und die katholische Kirche". Es fehlt auch nicht an Übersetzungen und Sammlungen ausgewählter Stücke aus Friedrichs Schriften. Hier sind zu nennen Merkens „Ausgewählte Stücke Friedrichs d. Gr. ins Deutsche übertragen" 1876; Emilie Schröder (nebst Mitarbeiterinnen) „Ausgewählte Schriften Friedrichs d. Gr." 1886; Hersch „Friedrich d. Gr. als Kronprinz im Briefwechsel mit Voltaire" (Hendel) 1902 (enthält auch die Briefe Voltaires); Bischoff „Gespräche Friedrichs d. Gr. mit Catt und Marchese Lucchesini" 1885; Vulpinus „Fridericus redivivus, Oden u. Episteln" 1886; dazu das hochbedeutende Werk aus jüngster Zeit: Volz „Die Werke Friedrichs d. Gr." 1912 ff., bei Reimar Hobbing-Berlin, die erste große deutsche Ausgabe; sodann Mendelssohn-Bartholdy „Der König Friedrich d. Gr. in seinen Briefen und Erlassen, sowie in zeitgenössischen Briefen, Berichten und Anekdoten" 1912 (Wilhelm Langewiesche-Brandt) und Eyssenhardt-Winter „Friedrich d. Gr., Denkwürdigkeiten aus seinem Leben nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen", 2. Auflage 1912; diese beiden Sammlungen enthalten viel wesentliches Material. Von den Untersuchungen

über Friedrich führen wir an Büsching „Charakter Friedrichs II.", 2. Auflage, 1788 (noch immer beachtenswert); sodann als mehr sekundär die älteren Arbeiten von Preuß („Ist Friedrich d. Gr. irreligiös gewesen?", 1832), Hecker („Die religiöse Entwicklung Friedrichs d. Gr." 1864) und Merkens („Friedrichs d. Gr. Philosophie, Religion und Moral" 1876); wichtiger ist Nippold „Religion und Kirchenpolitik Friedrichs d. Gr." 1879; eminente Bedeutung hat noch immer Zeller „Friedrich d. Gr. als Philosoph" 1886; mit Nutzen zu gebrauchen ist auch Cauer „Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs d. Gr." 1883 (cf. von demselben Preuß. Jahrbücher 1863); zur Toleranzfrage muß man kennen Pigge „Die religiöse Toleranz Friedrichs d. Gr." 1899 und Lezius „Der Toleranzbegriff Lockes und Pufendorfs" 1900; einschlägig ist auch z. T. Jürgen Bona Meyer „Friedrichs d. Gr. pädagogische Schriften und Äußerungen" 1885; im übrigen lese man die Gesamtdarstellungen in den großen Geschichtswerken von Ranke, Treitschke, Lamprecht usw. nach.

Verlag des Proteſtantiſchen Schriftenvertriebs, G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Eiſenacher Straße 45

Pfleiderer als Religionsphiloſoph

Von Pfarrer Lic. **Gaſtrow**, Hamburg.

Oktav. 122 Seiten. Preis Mark 2,50.

Aus den Urteilen: „Schon unter dem Geſichtspunkte, daß Pfleiderers Religionsphiloſophie vergriffen iſt, hat ſich der Verfaſſer mit dieſer Schrift ein Verdienſt erworben. Denn es iſt hochnotwendig, daß der ſpekulative Standpunkt in der Religionserkenntnis der im theologiſchen Studium heranwachſenden Generation klar und energiſch vor Augen geſtellt wird. Meines Wiſſens vertritt gegenwärtig auf einem theologiſchen Katheder nur noch Auguſt Dorner eine wirkliche Religionserkenntnis. Denn was Bouſſet und Wobbermin in dieſer Richtung bedeuten werden, iſt doch erſt noch zu erwarten. Und um ſo wichtiger iſt dieſe neue Darbietung der Pfleidererſchen religionsphiloſophiſchen Arbeit, als der Verfaſſer mit vollem Recht im Vorwort ſagt: Ich wüßte kaum einen beſſeren Führer, um namentlich auch den Neuling in das Verſtändnis der religionsphiloſophiſchen Probleme einzuweihen, als Pfleiderer mit ſeiner außergewöhnlichen Gabe, die ſchwierigſten und abſtrakteſten Stoffe zu durchdringen, zuſammenzufaſſen und plaſtiſch zu geſtalten. G. beſchränkt ſich auf eine möglichſt exakte Darſtellung der Gedanken Pfleiderers und „ſcheut auch in der Form nicht die engſte Anlehnung an das Original". Natürlich hätte er auch manche Veranlaſſung gefunden, ſich mit dem Verfaſſer über Größeres und Geringeres auseinander zu ſetzen, aber er hat abſichtlich Zurückhaltung geübt um der einheitlichen Wirkung willen. Wir können ihm dafür nur dankbar ſein. M. F." **(Proteſtantenblatt.)**

Neuproteſtantiſcher Glaube

Von **Gottfried Fittbogen**, Berlin.

Oktav. 95 Seiten. Preis Mark 1,80.

Aus den Urteilen: Das **„Schleswig-holſteiniſche Kirchenblatt"** ſchreibt: „Dieſe höchſt bedeutende kleine Schrift ſei denen empfohlen, welche die ſogen. „moderne Theologie" nicht für fehlerfrei halten und ſich den Blick für Kritik bewahrt haben. Für die Fertigen iſt ſie nicht; ebenſowenig für die, welche in den Weltanſchauungskämpfen unſerer Zeit nur eine Spezialangelegenheit einzelner philoſophiſch gerichteter Köpfe ſehen. . . . . Es exiſtiert keine Schrift, welche in ſolcher Knappheit und Klarheit die wunden Punkte der „modernen Theologie" aufwieſe. Man ſieht den Weg in eine neue Gegend, und mancher der modernen Theologen iſt ſchon auf dieſem Wege."

Verlag des Proteſtantiſchen Schriftenvertriebs, G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Eiſenacher Straße 45

Savonarolas Erzieher und Savonarola als Erzieher

Von Dr. **Joſ. Schnitzer**, Profeſſor an der Univerſität München.

Oktav. 141 Seiten. Preis 3,— Mark.

Aus den Urteilen: „In der Savonarolaforſchung ſind Spezialarbeiten ein dringendes Bedürfnis. Eine ſolche liegt in vorliegender Schrift vor, die eine der wichtigſten und zugleich dunkelſten Seiten ſeines reformatoriſchen Werkes, nämlich ſeine Stellung zu den Kindern behandelt. . . . . Es iſt ein großes Verdienſt von Profeſſor Schnitzer, das landläufige Urteil über die Kinderreform Savonarolas richtiggeſtellt zu haben, und wir hoffen, noch manche wertvolle Spezialſtudie zur Geſchichte des Florentiner Dominikanermönches aus ſeiner Feder zu erhalten. Allen Intereſſenten ſei die Lektüre dieſer in echt hiſtoriſchem Geiſte geſchriebenen Schrift angelegentlich empfohlen."

(Sonntagszeitung des Karlsruher Tagblatts.)

Fünfter Weltkongreß für Freies Chriſtentum und Religiöſen Fortſchritt

Berlin, 5.—10. Auguſt 1910.

Herausgegeben von D. **Max Fiſcher** und D. **Friedrich Michael Schiele**.

Gr.-Oktav 813 Seiten. Preis: broſch. 8,50 M., eleg. Leinenband 10 M.

Aus den Urteilen: „Das, was das ſtarke und nachhaltige Intereſſe hervorgebracht hat, die Darbietungen des Kongreſſes, liegen jetzt im gedruckten Protokoll vor. Wir finden darin die Vorträge, in denen auswärtige Gelehrte von Weltruf den Einfluß der deutſchen freien Theologie auf ihre Heimatländer ſchildern, und vor allem die Vorträge, in denen 13 deutſche Profeſſoren, zuerſt Adolf Harnack, zuletzt Ernſt Troeltſch, die Arbeit und die Aufgaben der deutſchen theologiſchen Wiſſenſchaft darſtellen. Ein höchſt mannigfaltiger und reicher Inhalt! Die Kongreßvorträge ſind zudem durchweg nicht in irgendwie verkürzter Form, ſondern wörtlich nach dem Manuſkript der Redner oder dem Stenogramm dargeboten. Daß ein ſolches Protokoll mindeſtens ebenſoviele Intereſſenten wie der Kongreß ſelbſt finden wird, iſt mit Sicherheit anzunehmen. Der Preis von 8,50 Mark für 813 Seiten iſt niedrig angeſetzt."

(Monatshefte der Comenius-Geſellſchaft.)

Verlag des Proteſtantiſchen Schriftenvertriebs, G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Eiſenacher Straße 45

Andachten für ſchlichte Leute

Von **Alfred Fiſcher**, Pfarrer an der Jeruſalemskirche in Berlin.

Oktav. 280 Seiten.

Brosch. 1,80 M., kart. 2 M., in Leinen geb. 2,50 M., in Leder geb. 4 M.

Aus der Fülle der über dieſes treffliche Buch vorliegenden Beſprechungen:

„Ein religiöſes Andachtsbuch, das ganz und gar aus modernem Geiſt geboren ſei, iſt eine verlockende Aufgabe für den geiſtlichen Schriftſteller. Und es gibt ſolcher Bücher heute erfreulicherweiſe eine ganze Reihe. Man braucht nur beiſpielsweiſe an Frenſſens oder Jathos Predigten, an Naumanns oder Traubs Hilfe-Andachten zu erinnern. Neben dieſen hat das Buch des Berliner Pfarrers Alfred Fiſcher eine durchaus ſelbſtändige Art. Es hat nicht Frenſſens Bilderreichtum, es iſt nicht ſo wie Naumanns und Traubs Bücher voller Gedankenſchlachten. Es nimmt, ſchlicht in des Wortes edelſtem Sinn, einen Gedanken, eine Stimmung, einen Eindruck, um ihn aufrichtig ins Auge zu faſſen, ſeine Schönheiten und Werte zu ſuchen, ſeine heimlichen Fragen ins Licht zu ſtellen und das alles in einfachen, jedes Prunks entbehrenden, ganz der Sache ſich unterordnenden Worten ſo auseinanderzuſetzen, daß man beim Leſen reicher wird. Das Buch will ſich nicht aufdrängen. Als guter Freund will es, wie der Verfaſſer im Vorwort ſagt, „irgendwo in der Nähe liegen, daß man einmal darnach greife, blättere und das Geſagte im Leben ſuche und weiterſpinne.“ Solche unaufdringlichen Freunde ſind etwas wert und man kann ſie brauchen.“ **(Straßburger Poſt.)**

„Andachten, die nach des Verfaſſers Vorwort „mahnen und lehren wollen, nicht gedankenlos, fühllos, leblos durch die große Gotteswelt des Lebens zu gehen.“ In der Tat „ſchlichte“ Betrachtungen, die nirgends den Anſchauungskreis des täglichen Lebens überſchreiten, die ſich einer edlen Popularität befleißigen, dabei aber niemals glatt und fade, ſondern ſtets temperamentvoll, farbig, kernig, nicht aufdringlich, aber eindringlich in ihrem ſittlich-religiöſen Ernſt. Ein erfreulicher Beweis, daß die moderne Richtung der Theologie, der man vielfach praktiſche Unfruchtbarkeit zum Vorwurf macht, wohl imſtande iſt, poſitive Werte für die Erbauung des ſittlich-religiöſen Lebens darzureichen. Möge das treffliche Buch ſeine Leſer finden und ſeine Segen ſtiften!“

(Hamburger Gemeindeblatt.)

Verlag des Proteſtantiſchen Schriftenvertriebs, G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Eiſenacher Straße 45

Zum Streit um die Religionspſychologie

Von **Georg Wobbermin**, Dr. phil. et theol., Profeſſor in Breslau.

Oktav. 91 Seiten. Preis M. 2,—.

Aus den Urteilen: „. . . . Zum Ganzen ſei hier nur bemerkt, daß der Verfaſſer nicht etwa die Wahrheit der Religion in ihrer Pſychologie enthalten oder begründet ſehen will, vielmehr wird es ſich darum handeln, was die Wahrheitsfrage an ſich pſychologiſch in der Religion bedeutet. . . .“

(M. F. im „Proteſtantenblatt“.)

Praktiſche Theologie!

Von **Walter Frühauf**, Lingen a. Ems.

Oktav. 167 Seiten. Preis Mark 2,—.

Aus den Urteilen: „Verfaſſer erhebt ſchwere Anklagen gegen die Apologetik, Dogmatik, Ethik und praktiſche Theologie unſerer Zeit, daß ſie nicht genug Verſtändnis für das Empfinden und die Nöte des modernen Menſchen hätte. Ihm iſt es ein Haupterfordernis, eine ſolche „praktiſche Theologie“ zu treiben, die den Blick auf die vielfachen Realitäten des gegenwärtigen geiſtigen und materiellen Lebens gerichtet hat. Wir empfehlen das anregend geſchriebene und manche Wahrheit ausſprechende Buch gern.“ **(Rhein.-Weſtfäl. Zeitung, Eſſen.)**

Das Proteſtantenblatt

Wochenſchrift für den deutſchen Proteſtantismus

Herausgegeben von Pfarrer **Emde** — Bremen und D. **M. Fiſcher** — Berlin.

Erſcheint wöchentlich, mit dem Beiblatt: „Zur kirchlichen Zeitgeſchichte“ und der monatlichen Beilage: „Miſſionsblatt“. Umfang 12 bis 16 Seiten Quart. Probenummern gratis. 2 M. vierteljährlich. Zu beziehen durch die Poſt, den Buchhandel oder direkt durch den Verlag.

Aus den Urteilen: „Das **„Proteſtantenblatt“** dient dem freien Chriſtentum in den evangeliſchen Kirchen Deutſchlands durch allgemein verſtändliche Beſprechungen aller ſittlich-religiöſen Fragen, die in unſerer Zeit jeden ernſten Menſchen in Kirche und Staat, in Erziehung, Schule, Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt beſchäftigen, wie durch ſorgfältige Berichte über die wichtigſten Vorgänge und Ereigniſſe auf religiöſem und kirchlichem Gebiet im In- und Auslande.“ **(Kieler Zeitung.)**

Die Klassiker der Religion

und

Die Religion der Klassiker

Herausgegeben von

Professor Lic. theol. **Gustav Pfannmüller.**

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg

Gegenüber den mancherlei Versuchen, unser historisches Wissen um die Religion, ihre Entstehung und Entwicklung innerhalb der einzelnen Zeiten und Völker zu vermehren und zu vertiefen, ist es der Zweck der vorliegenden Sammlung, zu den Quellen der Religion selbst zurückzuführen. Denn was hilft uns alles bloß historische Wissen um die Religion, wenn wir sie nicht selbst in ihrem ursprünglichen Leben kennen lernen? Wahre, ursprüngliche Religion tritt uns aber vor allem entgegen in dem Innenleben der großen religiösen Persönlichkeiten. Hier ist der Quellpunkt der Religion, aus dem sie ewig neu und in immer neuen Formen, schier unerschöpflich, hervorsprudelt, und wer sie hier beobachtet und belauscht, der wird erst ihr wahres Wesen und ihre ungeheure Macht im Geistesleben der Menschen erkennen.

Aus dieser Erwägung heraus stellt sich unsere Sammlung die Aufgabe, den religiös interessierten Menschen unsrer Zeit mit dem Innenleben der wahrhaft schöpferischen religiösen Genien aller Religionen, insbesondere der christlichen Religion, bekannt und vertraut zu machen. Dies soll aber nicht auf dem Wege biographischer Darstellung geschehen, vielmehr sollen die Heroen der Religion selbst in ihren eigenen Worten und Werken zu uns sprechen, und an ihrem unerschöpflichen Innenleben soll sich unser eigenes religiöses Leben entzünden und nähren.

Das Leben der Religion sprudelt nun zwar am reinsten und klarsten in diesen „Klassikern der Religion", aber es ist keineswegs auf sie allein beschränkt, vielmehr durchflutet und durchdringt es alles höhere Geistesleben der Menschheit. Alle die großen Dichter und Philosophen, Schriftsteller, Gelehrten und Künstler haben mit dem Problem der Religion gerungen und, sei es positiv oder auch negativ, Stellung zu ihr genommen. Sie alle sollen daher in unserer Sammlung nicht fehlen. Neben den „Klassikern der Religion" soll auch die „Religion der Klassiker" zur Darstellung und lebendigen Anschauung kommen.

Da es unmöglich ist, daß ein Einzelner den ganzen Umkreis religiösen Lebens überschauen kann, so ist die Bearbeitung der einzelnen „Klassiker" in die Hände von Fachgelehrten von anerkanntem Rufe gelegt. Damit ist die streng wissenschaftliche Grundlage der Sammlung gesichert. Andrerseits sind aber alle Bearbeiter einig in dem Streben nach allgemeinverständlicher Einführung

in die betreffende Persönlichkeit sowie nach einer mustergültigen Auswahl aus ihren Werken. Endlich soll jeder Band eine Zusammenstellung und Würdigung derjenigen Literatur enthalten, die zur weiteren Belehrung und Vertiefung geeignet ist.

Bisher sind folgende Bände erschienen:

Die Klassiker der Religion.

Bd. 1. **Jesus.** Von Prof. D. Dr. **Heinrich Weinel**=Jena.
Bd. 2. **Johann Arndt.** Von Lic. **W. Koepp**=Berlin.
Bd. 3. **Der katholische Modernismus.** Von Prof. Dr. **Joseph Schnitzer**=München.
Bd. 4/5. **Die Propheten.** Von Prof. Lic. **Gustav Pfannmüller**=Darmstadt.
Bd. 6. **Ignatius von Loyola.** Von Dr. phil. **Philipp Funk**=München.
Bd. 7. **Paul de Lagarde.** Von Privatdozent Lic. **Hermann Mulert**=Berlin.
Bd. 8 9. **Kierkegaard.** Von Prof. D. Dr. **Edvard Lehmann**=Lund.

Die Religion der Klassiker.

Bd. 1. **Giordano Bruno.** Von Prof. Dr. **L. Kuhlenbeck**=Jena.
Bd. 2. **Nikolaus von Kues.** Von Lic. **Karl Paul Hasse**=Berlin.
Bd. 3. **Francesco Petrarca.** Von Dr. phil. **Hermann Hefele**=München.
Bd. 4. **Ralf Waldo Emerson.** Von Stadtpfarrer **Johannes Herzog**=Eßlingen a. N.
Bd. 5. **Friedrich der Große.** Von Pfarrer Dr. **Heinrich Ostertag**=Gleißenberg (Bayern).

Die **übrigen Bände** folgen **in regelmäßigen, kurzen Abständen.**

Jeder Band kostet broschiert 1,50 Mark, gebunden 2 Mark.

Da der Abschluß des Unternehmens naturgemäß erst in einigen Jahren erfolgen wird, ist die Anschaffung der ganzen Sammlung auch bei beschränkten Mitteln leicht möglich.

Sämtliche Bände, sowie die den beiden Sammlungen zugrunde liegende Idee, haben in den wissenschaftlichen Zeitschriften und in der großen Tagespresse eine überaus günstige Aufnahme gefunden. Uebereinstimmend wird hervorgehoben, daß die beiden Sammlungen als Ganzes ein religiöses Quellenwerk darstellen werden, wie wir es in dieser Vollständigkeit noch nicht besaßen. Die vorzügliche Auswahl der darzustellenden Persönlichkeiten, die ohne jede Tendenz mit großer Weitherzigkeit durchgeführt worden

ist, wie auch die glückliche Wahl der Mitarbeiter, unter denen die bedeutendsten Religionshistoriker und Fachgelehrten vertreten sind, werden allseitig anerkannt. Als Leser der beiden Sammlungen werden alle religiös interessierten Kreise, die die Religion wirklich an der Quelle kennen lernen wollen, bezeichnet, insbesondere natürlich die Pfarrer und die Lehrer der Religion an höheren und Volksschulen, die Studenten der Theologie und Religionsgeschichte und die reiferen Schüler höherer Lehranstalten. Zur Anschaffung wird das Werk deshalb allen wissenschaftlichen und Volksbibliotheken, sowie den Pfarrer-, Lehrer- und Seminarbibliotheken warm empfohlen. Ganz unentbehrlich ist es für den Religionslehrer, dessen Aufgabe es ist, die Schüler zu den Quellen der Religion hinzuführen. Aber auch die Lehrer der Geschichte und der Literatur werden reiche Anregung für ihren Unterricht daraus empfangen. Endlich wird der im Verhältnis zum Inhalt und zur äußeren Ausstattung erstaunlich billige Preis (1,50 M. broschiert, 2 M. geb.) hervorgehoben und dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß dieser es ermöglichen werde, daß die beiden Sammlungen in möglichst weite Kreise dringen mögen.

Wir lassen nunmehr eine kleine Auswahl aus der reichen Fülle von Besprechungen, die uns zugegangen sind, folgen:

Urteile der Presse:

I. Über die ganze Sammlung.

Die Pfannmüllersche Sammlung, hinter der vielleicht mancher ein Konkurrenzunternehmen gegen die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" witterte, entpuppt sich schon in den ersten bis jetzt erschienenen Bändchen als ein ungemein glückliches Unternehmen, das einem lang gefühlten Bedürfnis arbeitender Theologen, besonders der Studentenwelt, aber ebenso auch aller religiös interessierten Laien abzuhelfen sich zur Aufgabe gemacht hat. Wie oft hat man als Student bedauert, daß man über die Heroen der religiösen Welt wohl manches wußte, sie selbst aber kaum kannte; hier sieht man mit froher Lust, wie die Geisteshelden unserer Religion, die uns aus den Lehrbüchern oft nur als schematisierte Gerippe entgegentraten, auf einmal Fleisch und Blut annehmen und eindrucksvoll mit ihren eigensten Gedanken in der Sprache ihrer Zeit sich an uns wenden. Welch eine Lust zu arbeiten, wenn man so an die Quellen des Lebens geführt wird! Kurze biographische oder einleitende Bemerkungen von hervorragenden Fachmännern, deren bereits über hundert ihre Mitwirkung

zugesagt haben, geben das nötige Kolorit. Daß unter dem Sammelnamen „Die Religion der Klassiker" auch die religiösen Gedanken der Heroen des gesamten Geisteslebens aller Zeiten und sogar die außerchristlichen Religionen quellengemäß in ihrer Eigenart vorgeführt werden sollen, macht das Unternehmen nur noch reizvoller. Literaturangaben und Quellennachweise bieten dem Tiefergrabenden eine wertvolle Handhabe ....

Voll freudiger Erwartung darf man den weiteren Bändchen, die so gar nichts von einseitigen Tendenzen an sich tragen, entgegensehen. „Die Christliche Welt." Jg. 1913, Nr. 23.

Die ungeheure Arbeit, die die letzten Generationen auf die Geschichte der Kirche und der Religion gewendet haben, muß für die Gegenwart ausgenutzt werden; die Religion der Vergangenheit muß die Religion der Gegenwart befruchten. Ursprüngliche Religion hat ihren Platz vor allem im Innenleben der großen religiösen Persönlichkeiten. Je mehr wir mit ihnen vertraut werden, um so mehr wird unser eigenes religiöses Leben gewinnen Aus diesem Grundgedanken ist der Plan zu der vorliegenden Doppelsammlung entstanden ... Man kann über Titel und Auswahl streiten; auch darüber, ob die Ausgewählten alle zum Titel (Klassiker) passen; der Plan bleibt darum doch mächtig und schön .... Möchte es dem Herausgeber wie dem Verlag vergönnt sein, das Unternehmen durchzuführen! „Literarisches Zentralblatt für Deutschland." 64. Jahrg. 1913, Nr. 19.

Gegenüber den mancherlei Versuchen, unser historisches Wissen um die Religion, ihre Entstehung und Entwicklung innerhalb der einzelnen Zeiten und Völker zu vermehren und zu vertiefen, will die Sammlung ... zu den Quellen der Religion selbst zurückführen ... Herausgeber der Sammlung ist der durch sein vortreffliches, leider viel zu wenig benutztes Buch: „Jesus im Urteil der Jahrhunderte" (Leipzig, Teubner 1908) bekannte Prof. Lic. Pfannmüller in Darmstadt. Er hat eine große Reihe bedeutender Sachkenner als Mitarbeiter gewonnen. Wenn alle Bändchen ... wirklich erschienen sein werden, wird man die geschickte Auswahl der Bearbeiter zu bewundern Gelegenheit haben. Mit den uns vorliegenden Bändchen hat sich das Unternehmen trefflich eingeführt ... Zum Schluß darf Referent hervorheben, daß der Herausgeber in der Auswahl der für seine Sammlung bestimmten Größen der Religion eine erfreuliche Weitherzigkeit bewiesen hat.
Prof. D. Dr. Gustav Krüger in der „Frankfurter Zeitung" vom 1. Juni 1913.

In dem rührigen, frisch aufblühenden „Protest. Schriftenverlag" moderner Richtung beginnt ein Sammelwerk von größten Dimensionen zu erscheinen, das ein gewisses literarisches Ereignis darstellt. In zwei Parallelreihen sollen, von Fachgelehrten bearbeitet, abgeschlossene Darstellungen religiöser Charaktertypen gegeben werden. In erster Linie der religiösen Heroen selbst, der Religionsstifter, der Prophetengestalten, der Kirchenväter und -lehrer, der schöpferischen Theo-

logen, der religiösen Individualisten, der Religionsphilosophen und -psychologen, — kurz der „Klassiker der Religion", der christlichen sowohl wie der großen außerchristlichen. Die 2. Reihe wird den großen Geistern der Menschheit gewidmet sein, für die zwar nicht die Religion und ihre Pflege vorderstes Lebens- oder Arbeitsgebiet gewesen, die aber in ihrem „weltlichen" Schaffen der Religion ihren Zoll dargebracht, mit ihr sich auseinandergesetzt, durch sie gewachsen sind. Es ist für die Kenntnis der Religion und ihrer Entwicklung in der Tat von ausschlaggebender Bedeutung, wie sie bei den „Klassikern", — den Forschern, Künstlern, Entdeckern, Denkern — Gestalt gewonnen hat. So verspricht die Doppelsammlung in nuce eine Geschichte der Religion in monographisch-biographischer Form zu bieten. Nach den programmatischen Erklärungen des Herausgebers, der durch sein „Jesus im Urteil der Jahrhunderte" sich vor etlichen Jahren einen Namen gemacht hat, ist beabsichtigt, diese Einführung in das religiöse Leben der Großen nicht sowohl in darstellend beschreibender Weise zu geben, sondern dieses selbst nach seinen originalen Äußerungen in Wort und Tat dem Leser anschaulich vorzuführen. Wobei freilich alles auf die Sachlichkeit und Stoffbeherrschung von seiten der Autoren, die diese Mittlerarbeit leisten, ankommen wird. In dieser Beziehung stellt das Verzeichnis der Mitarbeiter ein gutes Prognostikon. Die besten Namen aus moderner Theologie und Religionswissenschaft, fast alle führenden theologischen Dozenten, Schriftsteller und praktischen Theologen, sind vertreten...

Da die Höhenlage der Sammlung auf Gebildete, nicht Fachleute allein berechnet ist, kommen Religionslehrer in allererster Linie als Leser in Frage. Sie mögen insbesondere für ihre Schulbibliotheken ein Abonnement auf die beiden Reihen durchsetzen.

Sp.

Spanuths Monatsblätter für den ev. Religionsunterricht.
6. Jahrg., Heft 7/8, 1913.

Am Schlusse meines Berichtes vom 15. April führte ich summarisch eine Reihe von Schriften an, die das Recht des religiösen Individualismus vertreten, jede in ihrer Art. Einen ganzen, vollen Schritt vorwärts auf dieser Bahn bedeutet das von Prof. Lic. theol. Gustav Pfannmüller ins Werk gesetzte Unternehmen. Wenn es hält, was es verspricht, und alle Bedingungen dafür scheinen gegeben zu sein, dann wird es das Standardwerk werden auf diesem Gebiete. Schon die Anlage und der bloße Plan des Unternehmens überwältigen...

Mußten wir das jetzt im Abbau begriffene Unternehmen der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" vor Jahren als epochemachende Tat begrüßen, so bringt diese Sammlung der religiösen Klassiker den sachlichen Fortschritt von der geschichtlich-biographischen bezw. monographischen Darstellung der Religion zur psychologischen, d. i. zur Erfassung des religiösen Lebens selbst, in den bahnbrechenden Persönlichkeiten; parallel damit geht der Fortschritt von einer Abhand-

lung über die Sache zur Sache selbst, zur Quelle, die ihr eigener Anwalt sein soll...

Schon die ersten fünf mir vorliegenden Bände geben mir die Gewißheit, daß mit dieser Sammlung geradezu die Voraussetzungen für den von uns geforderten Religionsunterricht erst erfüllt sind. Sie machen das uns nötige Quellenmaterial nicht nur bequem zugänglich, in manchen Fällen überhaupt erst, sondern leisten außerdem durch seine Sichtung und sachliche Gruppierung eine Vorarbeit, die uns Religionslehrern vielfach unmöglich ist, sondern eben nur dem tief in die Materie eingedrungenen Fachgelehrten.

Hamburg. Aug. E. Krohn.

Der Säemann. Literarischer Wegweiser Nr. 3 vom 29. Juli 1913.

Mit großer Freude zeige ich hier zwei umfangreiche, auf eine stattliche Bändezahl berechnete Unternehmungen an und wünsche, daß... sich recht viele finden, die diese Bände zur Hand nehmen. Mögen auch recht viele Büchereien sie anschaffen! (Folgt ausführliche Besprechung der erschienenen Bände)... Mag das groß Geplante und gut Begonnene einen recht erfreulichen Fortgang nehmen und mögen die beiden Sammlungen dazu mithelfen, daß das Bewußtsein um die Schönheit und Wichtigkeit der Dinge, die hier in Frage stehen, recht vielen religiös Unruhigen und Suchenden klar wird!

Dr. Rudolf Knopf, o. ö. Univ.-Prof. in Wien, im „Zentralblatt für Volksbildungswesen". 13. Jahrg. 1913, Nr. 7.

Wer wissen will, was Religion ist, der darf sich nicht ein Urteil bilden nach denen, die nur ein Zerrbild der Religion darstellen, der muß zu den Klassikern der Religion gehen, der muß zu unsern großen Geisteshelden gehen und forschen, wie die Religion dieser Klassiker beschaffen war — wenn er dann nicht fühlt, daß und welch' eine Macht die Religion im Leben des Menschen ist, dann wird er es nie begreifen. Ich vermute, daß solche Gedanken es gewesen sind, die Gustav Pfannmüller veranlaßt haben, im Protestantischen Schriftenvertrieb zu Berlin-Schöneberg ein großzügig angelegtes Sammelwerk erscheinen zu lassen, das den Titel führt: „Die Klassiker der Religion" und „Die Religion der Klassiker". Dieses..Werk will zu den Quellen der Religion selbst führen, wie wir sie finden in dem Innenleben großer Persönlichkeiten. Es sind eine große Zahl von Fachmännern mit gutem Namen gewonnen, die die einzelnen Personen darstellen sollen; der Kreis dieser „Klassiker" ist so weit gezogen, daß kaum ein christlicher oder nichtchristlicher Geistesheld fehlt, daß kaum eine religiöse Bewegung, die in der Menschheit größere Wellen geschlagen hat, unberücksichtigt bleiben wird. Um weite Verbreitung dieses gewiß überall freudig begrüßten Unternehmens zu ermöglichen, ist ein Einheitspreis für jedes Buch gewählt (1,50 M. broschiert, 2 M. gebunden), der im Verhältnis zu dem, was

an Inhalt und äußerer Ausstattung geboten wird, erstaunlich billig ist.

Professor Meinardus in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" vom 13. Juni 1913.

Soweit sich nach den beiden vorliegenden Proben (Arndt und G. Bruno) urteilen läßt, verspricht das Unternehmen etwas Hochbedeutsames, für jeden theologischen Standpunkt Zweckdienliches zu werden.

Kirchl. Anzeiger für Württemberg, Nr. 1, Januar 1913.

Das groß angelegte Unternehmen verdient allgemeine Beachtung.... Alle Bände sind höchst anregend und reizen den Leser zum Nachdenken und zum Studium; sie wollen nicht bloß gelesen, sondern auch studiert sein... Die Sammlung, die die Quellen in so bequemer und allgemeinverständlicher Weise zugänglich macht, entspricht darum einem wirklichen Bedürfnis.

Dr. K. Esselborn in „Darmstädter Zeitung", 17. Januar 1913.

Wir wünschen der Sammlung oder doch wenigstens allen einzelnen Bänden, daß sie ihren Weg in viele Häuser finden, damit man übers Jahr von ihnen nicht nur sagen kann — was heute schon gilt — „gut und billig" —, sondern auch: „in alle Welt verbreitet."

D. Dr. Diehl im „Darmstädter Tagblatt", 29. Januar 1913.

Diese ersten Bände lassen auch in der Folgezeit überaus Gediegenes und Beachtenswertes erwarten und bestärken die Hoffnung, daß dem Unternehmen von allen Religiösen lebhaftes Interesse entgegengebracht werde.

Dr. M. in „Münch. Neuest. Nachrichten", 13. Januar 1913.

II. Über einzelne Bände.

1. Jesus, von Weinel.

Das Buch von Weinel: Jesus, halte ich — obwohl ich in einzelnen Punkten abweichende Ansichten vertrete — für ganz ausgezeichnet, und zwar wegen der eigenartigen Zusammenstellung des in den Evangelien uns dargebotenen Stoffes und der meist äußerst treffenden Überschriften. Wer dies Buch, auch als schlichter Laie, studiert, wird viel von ihm haben.

D. Dr. Diehl im „Darmstädter Tagblatt", 29. Januar 1913.

2. Johann Arndt, von Koepp.

Eine kurze Einleitung führt in die Geschichte J. Arndts und seiner Schriften ein; der größte Teil des Buches aber bietet gut ausgewählte, historisch geordnete Proben aus allen seinen reli-

großen Schriften dar. In diesen Schriften tritt uns J. Arndt in der Tat als Klassiker der Religion entgegen.

Prof. Lic. Mathes im „Darmstädter Tägl. Anzeiger", Nr. 302, 1912.

3. Der katholische Modernismus, von Schnitzer.

Über Wesen, Geschichte und Zukunft des Modernismus unterrichtet ganz ausgezeichnet das Buch Prof. Schnitzers, der selber mitten in der Bewegung steht. Wir lernen die hervorragendsten modernistischen Schriftsteller Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Englands in ihren eignen Aussprüchen kennen und gewinnen dadurch ein vortreffliches Bild von dem durch die Jesuitenfrage so außerordentlich aktuellen Gegenstand.

„Hamburger Fremdenblatt", 26. Januar 1913.

Ich wüßte kein Buch, das in der Fülle der Erscheinungen über diesen Gegenstand besser, gründlicher und kürzer orientieren würde.

Dr. M. in „Münch. Neuest. Nachrichten", 13. Januar 1913.

4. Giordano Bruno, von Kuhlenbeck.

Das Buch, das aus der Feder wohl des besten Kenners der Werke Brunos stammt, ist geeignet, die verschrobenen und abenteuerlichen Anschauungen, die sich heutzutage viele Brunoschwärmer von der Ideenwelt des großen Italieners machen, in ihrer ganzen Grundlosigkeit zu enthüllen und an ihre Stelle ein gerechtes geschichtliches Urteil zu setzen.

D. Dr. Diehl im „Darmstädter Tagblatt", 29. Januar 1913.

5. Die Propheten, von Pfannmüller.

Mit dem 4. und 5. Bande der Sammlung tritt der durch sein Werk „Jesus im Urteil der Jahrhunderte" (Leipzig, Teubner 1908) in weitesten Kreisen bekannte Herausgeber selbst auf den Plan. Das Wesen des israelitischen Prophetismus klarzulegen, seine religiöse Erhabenheit und seine poetische Wucht uns vor Augen zu führen, ist kein Werk so geeignet, wie dieses. Mit feinem Verständnis wurde die Auswahl der Texte getroffen, die schönsten und wertvollsten Stücke aus Amos bis zu Deuterojesaja herab werden in treuer und lebendiger Übersetzung dargeboten. Abgesehen von der allgemeinen Einleitung, die von der Geschichte und dem Wesen des israelitischen Prophetismus handelt, ist jedes einzelne Prophetenbuch von einer sachkundigen Analyse begleitet, und die Lektüre schwieriger Einzelheiten wird durch die klaren, erläuternden Anmerkungen sehr erleichtert. Es wäre nur zu wünschen, daß dieses Buch namentlich auch unter den gebildeten Katholiken große Verbreitung fände; denn gerade in diesen Kreisen ist der jüdische Prophetismus mit seiner Schönheit und Tiefe eine verschlossene Welt, zu der aber Pfannmüller einen prächtigen Schlüssel bietet.

Das „Neue Jahrhundert", 5. Jahrg., 20. April 1913.

Das Buch eignet sich vorzüglich dazu, unter Laien Interesse und Begeisterung für die Propheten zu wecken. Dem Charakter der Sammlung entsprechend läßt es die Propheten selber reden, in charakteristischer Auswahl, in ganz vortrefflicher, modern-sprachlicher rhythmischer Übersetzung. Einleitungen und Anmerkungen sorgen für zeitgeschichtliches Verständnis. Der Verfasser weiß dabei das weitschichtige Material übersichtlich und klar zu machen und es dazu in sprachlich präziser und gewandter Form darzustellen. Das Buch ist ein ausgezeichnetes Mittel für die jetzt wieder energisch zu betreibende Propagierung jüdisch-christlicher Religion.

„Badische Pfarrvereinsblätter." Jahrg. 1913, Nr. 10.

Das ganze Werk, das mit Liebe und Begeisterung für seinen Gegenstand geschrieben ist und auf sorgfältigstem Quellenstudium beruht, wird jedem, der es mit der Absicht eines ernsten Studiums zur Hand nimmt, für die machtvollen Persönlichkeiten begeistern und erwärmen, die darin vor seinem geistigen Auge vorüberziehen. Vor allem möchte das Buch keinem Religionslehrer unbekannt bleiben.

„Darmstädter Zeitung." Jahrg. 1913, 28. April, Nr. 98.

Dies Buch ist sichtlich die Frucht unendlichen Fleißes... Wie anschaulich schön und flüssig klar der Verfasser diese gewaltigen Prophetenreden zu übersetzen versteht, verdient Bewunderung. Die Lektüre ist ein ästhetischer Genuß. Um dieser Übersetzung, wie um der straffen Übersichtlichkeit der Darstellung willen kann dies Buch dem Religionslehrer an höheren Lehranstalten besser zur Vorbereitung für den Unterricht dienen als alles, was der breite Strom bibelwissenschaftlicher und katechetischer Literatur gebracht hat.

Mitteilungen von der Frankfurter Konferenz Hessischer Geistlichen
Jahrg. 17, Nr. 2, 8. Mai 1913.

Wenn schon von Weinels „Jesus"... gesagt werden durfte, daß der Lehrer daraus für den Unterricht Nutzen ziehen könne, so gilt das fürs vorliegende Werk um so mehr, als wir das Prophetentum ... bisher zu wenig würdigen gelernt haben und es doch künftig, auch in der Volksschule, eindringlicher behandeln sollen. Hierfür den Lehrer auszurüsten, ist Pfannmüllers Buch vorzüglich geeignet, und so ist es zu rechter Zeit erschienen.

Seminarlehrer W. Pickert-Darmstadt
in dem „Schulboten für Hessen" 1913, Nr. 32.

Als besonders wertvoll erscheint dem Referenten der Beitrag, den Pfannmüller selbst zu der Sammlung beigesteuert hat. Wir erhalten hier eine Nachdichtung der großen prophetischen Reden, wie wir sie bisher überhaupt nicht besaßen, im Anschluß natürlich an Reuß, Duhm und Marti, aber doch völlig selbständig. Die für jeden Propheten beigegebenen Einleitungen zeugen von dem geschichtlichen Wissen und den kritischen Fähigkeiten ihres Verfassers.

Prof. D. Dr. G. Krüger-Gießen in der „Frankfurter Zeitung" vom 1. Juni 1913.

6. Ignatius von Loyola, von Funk.

Der Jesuitismus als theologisches und kirchliches System, das seit der Gegenreformation den Katholizismus beherrscht, ist in jedermanns Munde. Aber seine Entstehung aus der Persönlichkeit des Ignatius von Loyola, das Intimere der damit entstandenen neukatholischen Seelenverfassung, kennt man nicht genügend. Die vorliegende Schrift will nun in der eigenartigen Religiosität des Stifters der Gesellschaft Jesu die Quelle des Stromes Jesuitismus aufzeigen. Ignaz ist Klassiker der Religion nicht deshalb, weil er ein klassisches Christentum gelehrt hätte, sondern weil er im Katholizismus neue Wege eröffnet, dem nachreformatorischen katholischen Christentum sein Gesicht aufgeprägt hat. Eine tief schürfende psychologische Einleitung weist dies im einzelnen nach. Dann folgt der quellenmäßige Beleg an der Hand von Ignatius' Schriften.

In den Tagen, da so viel von den Jesuiten die Rede ist, mag eine wissenschaftliche Aufklärung über die religiöse Eigenart des Jesuitismus wohl am Platze sein.

7. Paul de Lagarde, von Hermann Mulert.

Die Zeichen mehren sich, daß der einsame Göttinger Professor, der 1891 gestorben ist, immer stärker wirkt, und viele von Lagardes Gedanken, die zu seinen Lebzeiten kaum beachtet oder allgemein bestritten wurden, geben heute weitesten Kreisen reiche Anregung. Er hat nicht ein Lehrsystem aufgestellt, er war ein Mensch mit seinem Widerspruch, und es handelt sich nicht darum, daß irgend jemand in allem so denken könnte wie er; sklavische Nachahmung wäre ihm, dem Propheten der Individualität, ein Greuel gewesen. Aber wie all sein politisches, nationales Denken und seine Forderungen nach Bildungsreform zuletzt in seinem Glauben, seiner Frömmigkeit wurzelten, so gilt es vor allem, ihn als Klassiker der Religion zu verstehen; vom Ewigen hat er mit neuen Zungen geredet, und wer es ernst mit unserem Volk und seiner Zukunft meint, soll ihn hören.

8. Sören Kierkegaard, von Edvard Lehmann.

Der 5. Mai 1913 hat als 100jähriger Todestag den Namen Sören Kierkegaards in die weitesten Kreise gebracht. Seine „Entdeckung" im Laufe der letzten Jahrzehnte hat ihn als ein mächtiges Agens in die Entwicklung des gegenwärtigen deutschen Geisteslebens gestellt. Philosophen und Ästhetiker, Theologen und Laien haben ihn auf den Schild gehoben. Aber in der reichen Fülle seiner Ausdrucksformen, als Dichter und Psychologe, als Philosoph und Erbauungsprediger verdient er in erster Linie den Titel eines „Klassikers der Religion" wie wenige. In seinem Leben und seinen Taten, im Denken und Dichten hat er das Glaubenserlebnis als zentralen Brennpunkt der Religion in der Tiefe der Individualität und der subjektiven Innerlichkeit auf einem eigentümlichen Wege und in einer einzigartigen Form aufs neue entdeckt, so daß die Bewegung der Gegenwart in ihrer Richtung auf eine Neu-

erfassung und Neubelebung der Religion einen unübertrefflichen Führer an ihm haben kann.

Die vorliegende Auswahl, die eine möglichst umfassende Charakterisierung dieser unendlich reichen Persönlichkeit in starken und markanten Linien zu geben versucht, wird durch eine tiefgreifende Analyse von Kierkegaards Leben, Wirken und Wesen eingeleitet. Eine äußerst wertvolle Einführung in die Schwierigkeiten und Probleme des Gegenstandes wird damit geboten. Das Ganze ist als ein Ariadnefaden zu begrüßen, der durch die vielfach verschlungenen Wege seiner schriftstellerischen Produktion zu einer ersten Annäherung an den Kern dieses religiösen Klassikers führen kann.

9. Nikolaus von Kues, von Karl Paul Hasse.

Die mittelalterliche Schulgelehrsamkeit hatte sich im 15. Jahrhundert überlebt. Das Zuviel der Formeln und Unterscheidungen drängte zur Reduktion in der Philosophie sowohl wie in der Religion. In der Philosophie vollzog diese Reduktion gründlich erst im 17. Jahrhundert Descartes; der Religion ward sie, wie jedes Kind weiß, durch die Reformation zuteil. Zwischen dem vollen Mittelalter und den hochragenden Marksteinen der Neuzeit stehen aber Erscheinungen des Überganges. Eine solche ist Nikolaus von Kues, welcher, von dem entstellten Aristotelismus des späteren Mittelalters sich abwendend, auf den Platonismus, Neuplatonismus und Pythagoreismus zurückgriff und, obwohl ein hoher Würdenträger der römischen Kirche, von dem Wesen der Religion eine sehr edle und freisinnige Auffassung besaß. Der Verfasser hat sich bemüht, aus fast allen Werken dieses bedeutenden Mannes seine Religionsanschauung systematisch herauszuarbeiten.

10. Petrarca, von Hermann Hefele.

Petrarca, der Begründer des Humanismus, der geistige Ahnherr Goethes und Schillers, der erste Mensch des Mittelalters, der die Wissenschaft von der Vormundschaft der Theologie befreite und das Problem der Geistesbildung auf eigene Füße stellte, erscheint, von der Seite des Religiösen betrachtet, als ein vollendeter Vertreter jenes freien „religiösen Katholizismus", der das Ideal und der Traum gewisser moderner katholischer Kreise ist. Klare, ruhige Objektivität, ein kluges ästhetisches Maßhalten in Dingen der Religion und Sittlichkeit, überzeugte Toleranz, eine ausgesprochene Vornehmheit und Ehrlichkeit der Gesinnung und die verfeinertste Kultur der Empfindung und des Ausdrucks erscheinen als wesentliche Merkmale dieses „Petrarchismus in der Religion".

11. Ralf Waldo Emerson, von Johannes Herzog.

Ein echter Sohn Amerikas und zugleich ein Erbe des deutschen Idealismus wie des alten puritanischen Geistes, Ethiker, Mystiker und Skeptiker in einer Person, ist Emerson eine der originellsten Gestalten der neuesten Zeit — ein Mensch mit liebenswürdigen Zügen und ein Prophet mit inspiratorischer Kraft. Man kannte ihn in Deutschland zumeist nur

aus Aphorismen und aus den zusammenhängenden Übersetzungen eines größeren Teils seiner Essays, besonders in Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur und in der sechsbändigen Sammlung von Diederichs-Jena. In sein Verständnis haben zuerst Julian Schmidt und sodann besonders Herman Grimm in seinen Essays — dieser mit wärmster Begeisterung — eingeführt. — Im vorliegenden Bande hat der Verfasser den Versuch gemacht, zu den Grundmotiven seiner Philosophie durchzudringen und seinem inneren Werdegang nachzuspüren, also nicht nur ihn zu uns reden zu lassen, sondern ihn auch aus sich selbst heraus zu verstehen und zu deuten.

12. Friedrich der Große, von Heinrich Ostertag.

Über das religiöse Charakterbild Friedrichs d. Gr. sind die Meinungen noch immer nicht zur Ruhe gekommen, und zwar können die verschiedenen Urteilstypen sich in der Regel auf ein mehr oder minder großes Maß von historischen Belegen stützen. Die verschlungenen Fäden dieses Knotens sucht die vorliegende Arbeit zu entwirren, indem sie die psychologischen Wurzeln, das historische Milieu und die genetische Entwicklung Friedrichs d. Gr. zergliedert und nachprüft und eine charakteristische Auswahl seiner religiösen Äußerungen bietet. Man hat von Friedrichs Religionsphilosophie und Frömmigkeit noch lange keinen Begriff, wenn man sich einige der herumflatternden Zitate aus seiner Feder oder seinem Munde aneignet. Das gewaltige religiöse Ringen dieses heroischen Mannes, die Kraft seiner ethischen Innerlichkeit — sie müssen unmittelbar und im ganzen empfunden werden und werden auch auf den modernen Menschen einen tiefen Eindruck ausüben.

Für „Die Klassiker der Religion" sind bis jetzt folgende Mitarbeiter gewonnen:

Die Propheten. Vom **Herausgeber.** (Erschienen!)
Philo. Von Gymnasial-Oberlehrer Lic. theol. **Hans Böhlig-Dresden.**
Jesus. Von Prof. D. Dr. **Heinrich Weinel-Jena.** (Erschienen!)
Paulus. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. Dr. **Johannes Weiß-Heidelberg.**
Johannes. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. Dr. **Johannes Weiß-Heidelberg.**
Tertullian und Cyprian. Von Prof. Dr. **Hugo Koch-München.**
Origenes. Von Prof. D. Dr. **Aug. Dorner-Königsberg.**
Augustin. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. Dr. **Gustav Krüger-Gießen.**
Ps. Dionysius Areopagita. Von Prof. Dr. **Hugo Koch-München.**
Bernhard von Clairvaux. Von Gymnasialoberlehrer Lic. Dr. **Karl Heussi-Leipzig.**
Franz von Assisi. Von Dr. phil. **Jos. Bernhart-Berlin.**
Meister Eckehart. Von Pfarrer **Walter Lehmann-Hamberge.**
Heinrich Seuse. Von Dr. phil. **Philipp Funk,** Herausgeber des **„Neuen Jahrhunderts", München.**

John Everard. Von Pfarrer **Theodor Sippell-Schweinsberg, Bez. Caſſel.**

Johann Tauler. Von Pfarrer Lic. Dr. **Gottlob Siedel-Lauſa, Bez. Dresden.**

Ein deutſch Theologia. Von Pfarrer Lic. Dr. **Gottlob Siedel-Lauſa, Bez. Dresden.**

Thomas a Kempis. Von Prof. D. **W. Bornemann-Frankfurt a. M.**

Mechthild von Magdeburg. Von Dr. phil. **Philipp Funk-München.**

Savonarola. Von Prof. Dr. **Joſeph Schnitzer-München.**

Luther. Von Prof. D. Dr. **Otto Scheel-Tübingen.**

Zwingli. Von Dekan D. **Auguſt Baur-Weinsberg** (Württemberg).

Calvin. Von Pfarrer **Rudolf Schwarz-Baſadingen** (Schweiz).

Melanchthon. Von Prof. D. **Martin Rade-Marburg i. H.**

Erasmus. Von Prof. D. Dr. **Walter Köhler-Zürich.**

Hans Denck. Von Geh. Archivrat Dr. **Ludwig Keller-Berlin.**

Sebaſtian Franck. Von Prof. D. Dr. **Walter Köhler-Zürich.**

Caspar Schwenckfeld. Von Pfarrer **Theodor Sippell-Schweinsberg, Bez. Caſſel.**

Michael Servet. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. **Wilhelm Baldenſperger-Gießen.**

Valentin Weigel. Von Dr. phil. **Bernhard Ihringer-Durlach (Baden).**

Ignatius von Loyola. Von Dr. phil. **Philipp Funk-München.** (Erſchienen!)

Pascal. Von Prof. Lic. **Karl Bornhauſen-Marburg i. H.**

Fénelon und Boſſuet. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. **Wilhelm Baldenſperger-Gießen.**

J. V. Andreae und J. B. Schuppius. Von Profeſſor D. Dr. **Wilhelm Diehl-Friedberg i. Heſſen.**

Johann Arndt. Von Lic. **Wilhelm Koepp-Berlin.** (Erſchienen!)

Paul Gerhardt. Von Dekan a. D., Privatdozent Lic. **Rudolf Günther-Marburg i. H.**

Spener. Von Pfarrer D. **Paul Grünberg-Straßburg.**

Zinzendorf. Von Dozent Lic. **Gerhardt Reichel-Gnadenfeld.**

Gottfried Arnold. Von Privatdozent Lic. **Hermann Mulert-Berlin.**

Gerhard Terſteegen. Vom **Herausgeber.**

George Fox. Von Pfarrer **Theodor Sippell-Schweinsberg, Bez. Caſſel.**

Spalding. Von Prof. D. Dr. **Martin Schian-Gießen.**

Schleiermacher. Von Pfarrer D. **Erich Förſter-Frankfurt a. M.**

Richard Rothe. Von Stadtpfarrer D. **Paul Mehlhorn-Leipzig.**

Alexandre Vinet. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. **Wilhelm Baldenſperger-Gießen.**

Kierkegaard. Von Prof. D. Dr. **Edvard Lehmann-Lund.** (Erſchienen!)

Lagarde. Von Privatdozent Lic. **Herm. Mulert-Berlin.** (Erſchienen!)

Naumann. Von Lic. **Gottfried Traub-Dortmund.**

Der katholische Modernismus. Von Prof. Dr. **Joseph Schnitzer-München.** (Erschienen!)

Sailer. Von Prof. Dr. **Sebastian Merkle-Würzburg.**

Für „Die Religion der Klassiker" wurden bis jetzt folgende Mitarbeiter gewonnen:

Dante. Von Privatdozent Dr. **Fritz Kern-Kiel.**

Petrarca. Von Dr. phil. **Hermann Hefele-München.** (Erschienen!)

Marsilius Ficinus und Pico von Mirandola. Von Lic. theol. **Karl Paul Hasse-Berlin.**

Nikolaus von Kues. Von Lic. theol. **Karl Paul Hasse-Berlin.** (Erschienen!)

Michelangelo. Von Dr. phil. **Hermann Hefele-München.**

Giordano Bruno. Von Prof. Dr. **Ludwig Kuhlenbeck-Jena.** (Erschienen!)

Jakob Böhme. Von Pfr. **Herm. Maas-Laufen i. Bad.**

Comenius. Von Geh. Archivrat Dr. **L. Keller-Berlin.**

Milton. Von Prof. Lic. **Leopold Zscharnack-Berlin.**

Cromwell. Von Prof. Lic. **Leopold Zscharnack-Berlin.**

Locke. Von Prof. Dr. **Carl Winckler-Berlin.**

Berkeley. Von Pfarrer Lic. Dr. **G. Hollmann-Nicolassee-Berlin.**

Rousseau. Von Prof. Dr. **F. Ed. Schneegans-Heidelberg.**

Spinoza. Von Privatdozent Lic. Dr. **Heinrich Scholz-Berlin.**

Leibniz. Von Prof. D. Dr. **Heinrich Hoffmann-Bern.**

Friedrich der Große. Von Pfarrer Dr. **H. Ostertag-Gleißenberg (Bayern).** (Erschienen!)

Klopstock. Vom **Herausgeber.**

Lessing. Von Prof. Lic. **Leopold Zscharnack-Berlin.**

Hamann. Von Prof. Dr. **Rudolf Unger-München.**

Herder. Von Prof. D. **Horst Stephan-Marburg i. H.**

Lavater. Von Prof. D. **G. von Schulthess-Rechberg-Zürich.**

Goethe. Von Dr. **Max Christlieb-Berlin.**

Schiller. Von Privatdozent Lic. Dr. **Otto Lempp-Kiel.**

Matthias Claudius. Vom **Herausgeber.**

Novalis. Vom **Herausgeber.**

Friedrich Schlegel. Von Privatdozent Dr. **C. Enders-Bonn.**

Die Dichter und Denker der Freiheitskriege. Von Dr. **Ernst Müsebeck,** Archivar am Geh. Staatsarchiv, **Berlin.**

Görres. Von Privatdozent Dr. **L. Bergsträßer-Greifswald.**

Jeremias Gotthelf. Von Prof. Lic. Dr. **Otto Frommel-Heidelberg.**

Hebbel. Vom **Herausgeber.**

Carlyle. Von Prof. D. **Otto Baumgarten-Kiel.**
Emerson. Von Stadtpfarrer **Johannes Herzog-Eßlingen a. N.** (Erschienen!)
Coleridge. Von Frau **Charlotte Broicher-Berlin.**
Tolstoi. Von Pfarrer **Johannes Kübel-Frankfurt a. M.**
Kant. Von Oberlehrer Dr. **Arthur Buchenau-Charlottenburg.**
Fries. Von Privatdozent Lic. **Ernst Kohlmeyer-Göttingen.**
Fichte. Von Prof. D. Dr. **Heinrich Weinel-Jena.**
Schelling. Von Privatdozent Dr. **Otto Braun-Münster i. W.**
Hegel. Von Pastor **Georg Lasson-Berlin.**
Fechner. Von Prof. D. Dr. **E. W. Mayer-Straßburg i. E.**
Lotze. Von Prof. D. Dr. **R. Thieme-Leipzig.**
Wundt. Von Oberlehrer Dr. **Conrad-Charlottenburg.**
Eduard v. Hartmann. Von Frau Dr. **Fritz Kern, geb. v. Hartmann-Kiel.**
Eucken. Von Konsistorialrat D. Dr. **Paul Kalweit-Danzig.**
Claß und Glogau. Von Professor Lic. **Theodor Steinmann-Gnadenfeld.**
Ibsen. Von Privatdozent Dr. **Albert Malte Wagner-Münster i. W.**
Nietzsche. Von Prof. Lic. Dr. **Christoph Schrempf-Eßlingen a. N.**
Bismarck. Von Prof. D. **Otto Baumgarten-Kiel.**
Richard Wagner. Von Prof. D. Dr. **Heinrich Weinel-Jena.**
Die Religion der Naturforscher. Von Prof. D. **Arthur Titius-Göttingen.**

Für die **Darstellung der außerchristlichen Klassiker und Religionen** sind **bis jetzt** gewonnen:

Buddha. Von Prof. Dr. **R. O. Franke-Königsberg.**
Muhammed. Von Prof. Dr. **Fr. Schwally-Gießen.**
Kongfutse und Laotse. Von Prof. D. **Hans Haas-Jena.**
Plato. Von Privatdozent Dr. **Nicolai Hartmann-Marburg i. H.**
Veda und Avesta. Von Prof. Dr. **Karl Geldner-Marburg i. H.**
Die babylonisch-assyrische Religion. Von Prof. Dr. **O. Weber-Berlin.**
Die ägyptische Religion. Von Prof. Dr. **H. Ranke-Heidelberg.**
Die griechische Religion. Von Dr. **L. Malten-Berlin.**
Die germanische Religion. Von Privatdozent Dr. **Hans Schulz-Freiburg i. B.**

Ihre **Mitarbeit** haben ferner in Aussicht gestellt: Prof. D. Dr. **Clemen-Bonn,** Prof. D. **Bousset-Göttingen,** Prof. D. **Heitmüller-Marburg i. H.,** Prof. D. **Niebergall-Heidelberg,** Prof. D. Dr. **Arnold Meyer-Zürich,** Privatdozent Lic. Dr. **Hermelink-Leipzig.**

Hoffmann & Reiber in Görlitz.

DD
404
.08

Ostertag, H.

Friedrich der Grosse.